



Zur Kritik der Marxschen Entwicklungslehre.

Von
Paul Kampffmeyer.
(Rehfelda.)

In kräftigen lebhaften Farben stellt uns das Erfurter Programm den furchtbaren Zusammenbruch ganzer Gesellschaftsklassen, ihr Versinken in Noth und Elend, in Knechtschaft und Verkommenheit dar. Vor unseren Augen wächst die Zahl der arbeitslosen, überschüssigen Proletarier ins Riesenhafte. Ihr Schwergewicht scheint hoffnungslos alle wirthschaftlichen und sozialen Fortschritte der Arbeiterklasse niederdrücken zu wollen. Und, als wenn es nicht schon genug des Jammers wäre, erschüttern noch furchtbare, erdbebenartige Stöße die an sich schon erbärmlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen des Proletariats: die Krisen. Sie tragen eine erschreckende Unsicherheit in alle Klassen der Gesellschaft, und sie führen nach der Ansicht des Erfurter Programms schlagend den Beweis, „dass die Produktivkräfte der heutigen Gesellschaft über den Kopf gewachsen sind.“

In der Tiefe der Gesellschaft gährt wieder der alte Widerspruch zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen. Die Produktivkräfte zersprengen die zu eng gewordenen Produktionsverhältnisse, die Formen des kapitalistischen Eigenthums. Jetzt befinden wir uns völlig in dem Schoosse der Marxschen Entwicklungstheorie, deren Muttermale das Erfurter Programm so auffällig zur Schau trägt. Nach dieser Lehre ringen in der Klassenwelt bestimmte ökonomische Gegensätze hart mit einander — ein Ringen, das der Menschheit blutige Wunden schlägt — sie spitzen sich zu und vernichten sich auf dem höchsten Punkt der Zuspitzung selbst. „Die Entwicklung der Widersprüche einer geschichtlichen Produktionsform,“ sagt Marx, „... ist der einzige geschichtliche Weg ihrer Auflösung und Neugestaltung.“ Nach seiner Theorie zeigen Prozesse, die einen Widerspruch in sich enthalten, ein eigenartiges Umschlagen der Extreme in ihr Gegentheil. Die furchtbarste Anarchie der Produktion schlägt in ihr Gegentheil, in die gesellschaftliche Ordnung und Leitung der Produktion um. Die Steigerung des Elends, des Drucks und der Knechtschaft der enteigneten Masse ist ein nothwendiger Weg zur sozialistischen Wirthschaftsordnung. Das auf die Spitze getriebene Elend erzeugt seinen äussersten Gegensatz, die Empörung gegen das Elend, die endgültige Beseitigung desselben.

Im Erfurter Programm lebt nun die Entwicklungslehre von Karl Marx vollkräftig fort, und diese verkündet uns eine durchgehende Zu-

spitzung der wirthschaftlichen und sozialen Gegensätze. Nach ihr nimmt die „Anarchie“ in der Wirthschaft immer ungeheurere, schreckensvollere Dimensionen an. Und doch setzen sich heute überall sammelnde, ordnende Bestrebungen in der Wirthschaft durch. Selbst der Kleinbetrieb wird vielfach aus seiner Isolirung herausgerissen und mit anderen Betrieben zu gemeinsamen genossenschaftlichen Unternehmungen verknüpft. Der elementare Drang zur Bildung von Grossbetrieben schafft einheitlichere, übersichtlicher Wirthschaftsverhältnisse. Es ist eine wesentlich andere Sache, ob der kapitalistische Unternehmer eine geradezu verwirrende Masse von Kleinbetrieben oder eine geringe Anzahl leistungsfähiger Grossbetriebe in den Kreis seiner Berechnungen zu ziehen hat. Und bei den Grossbetrieben wieder regen sich überall einigende Tendenzen. Die Grossproduzenten schliessen sich zu Kartellen zusammen, beseitigen unter sich die Konkurrenz und stellen die zu produzierenden Waarenmassen sowie deren Verkaufspreise fest. „In den Trusts,“ so führt Engels einmal aus, „schlägt die planlose Produktion um ins Monopol, kapitulirt die planlose Produktion der kapitalistischen Gesellschaft vor der planmässigen Produktion der hereinbrechenden sozialistischen Gesellschaft. Allerdings zunächst noch zu Nutz und Frommen der Kapitalisten. Hier aber wird die Ausbeutung so handgreiflich, dass sie zusammenbrechen muss.“

In der Sphäre der Konsumtion tritt oft an die Stelle zahlloser, unkontrollirbarer Kleinkrämereien die grosse Konsumgenossenschaft. Und was leistet eine derartige Genossenschaft mitunter an planvoller Organisation des Massenkonsums! In den grossen Bazaren vollzieht sich ebenfalls eine starke Zusammenfassung der Konsumtion. Ueberall künden sich vielversprechende Ansätze zu einer geregelten Wirthschaft an. Und daher können wir nicht leichten Herzens von einer wachsenden ökonomischen „Anarchie“ und von einem bald erfolgenden Umschlag der blinden wirthschaftlichen Unordnung in die planmässige Ordnung der Produktion und Konsumtion reden. So scheinen denn doch nicht die Produktivkräfte so himmelstürmend blind und toll über den Kopf der Gesellschaft hinauszurasen, wie einst der grosse Theoretiker Marx annahm. Die Produktivkräfte sind der Gesellschaft über den Kopf gewachsen, so riefen Marx und Engels vor fünfzig Jahren. Und siehe, eine berauschte, märchenhafte Entwicklung der Produktivkräfte trat ein. Die Produktivkräfte sind der Gesellschaft über den Kopf gewachsen, so dozirte vor fast 25 Jahren in der ereignissreichen Epoche des grossen Krachs so mancher sozialdemokratische Theoretiker. Und die Produktivkräfte dehnten und reckten sich abermals riesenhaft aus. Die Produktivkräfte sind der Gesellschaft über den Kopf gewachsen, so liess sich in unseren Tagen das Erfurter Programm vernehmen. Die Produktivkräfte aber schreiten im mächtigen Sturmschritte vorwärts. Das sind sprechende überzeugende Thatsachen. Die Produktivkräfte, diese wilden Gesellen, sind also sehr biegsam, sehr elastisch, auch für sie sind noch Zügel und Zaum gewachsen. Die kapitalistische Wirthschaft hat die Produktivkräfte immer und immer wieder ihren Bedürfnissen anzupassen gewusst, sie hat fürwahr einen erstaunlichen Grad von Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit. Auf diese

Eigenschaften gerade hat Eduard Bernstein in jüngster Zeit so nachdrücklich hingewiesen, und das ist ein grosses, nicht zu unterschätzendes Verdienst. Er richtet unsere Aufmerksamkeit auf die wachsende Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit der industriellen Welt und auf die stetig fortschreitende Vermehrung der Gewerbsarten. „In unserer sozialistischen Literatur wird,“ so schreibt er, „diesen so bedeutsamen Faktoren nur geringe Beachtung geschenkt. Gelegentlich einmal, etwa wenn es gilt, Zünftlern oder sonstigen Reaktionären entgegenzutreten, lassen wir uns herbei, einen Griff ins Arsenal des wirthschaftlichen Liberalismus zu thun und von der ausserordentlichen Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit des Erwerbslebens unserer Tage zu erzählen. Im Uebrigen aber machen wir es bei der Charakteristik der wirthschaftlichen Entwicklungsgesetze ähnlich wie bei der Begründung des Lohngesetzes. Wir unterstellen eine Starrheit und Beengtheit der gewerblichen Beziehungen, die dem Zeitalter der Manufaktur oder dem Beginn der Maschinenära, wo die gewerbliche Welt die Eierschalen des überkommenen Wirthschaftszustandes noch nicht abgestreift hatte, entsprechen mögen, aber mit den charakteristischen Eigenheiten des modernen Geschäftslebens in klaffendem Widerspruch stehen. Wir argumentiren oft, als seien uns das moderne so ausgebildete und ausgebreitete Kreditwesen, die mit jedem Tage sich steigenden Erweiterungen und Erleichterungen des Verkehrs böhmische Dörfer oder mindestens ganz nebensächliche Dinge, während sie doch so gut ökonomische Faktoren von grundlegender Bedeutung für das Gesellschaftsleben und die gesellschaftliche Entwicklung sind, wie die Produktionstechnik, der wir mit Recht so viel Aufmerksamkeit schenken.“

Nach der Ansicht Bernsteins spricht eine grosse Wahrscheinlichkeit dafür, „dass wir mit dem Fortschritt der wirthschaftlichen Entwicklung für gewöhnlich überhaupt nicht mehr mit Geschäftskrisen der bisherigen Art zu thun, und alle Spekulationen auf solche als die Einleiter der grossen gesellschaftlichen Umwälzung über Bord zu werfen haben werden.“ — Mit der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft wird „ein annähernd gleichzeitiger, völliger Zusammenbruch des gegenwärtigen Produktionssystems nicht wahrscheinlicher, sondern unwahrscheinlicher, weil dieselbe auf der einen Seite die Anpassungsfähigkeit, auf der anderen — bezw. zugleich damit — die Differenzirung der Industrie steigert.“ — In der Krisis soll nun aber gerade nach Marx der Widerspruch zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen zum Ausdruck kommen. Das Gleiche behauptet das Erfurter Programm. Nach Bernsteins Ansicht setzt sich die heutige wirthschaftliche Entwicklung nicht in einer fortlaufenden Reihe mächtiger Widersprüche durch. Er macht gewissermassen dem dialektischen Entwicklungsgedanken, der in der Zuspitzung der wirthschaftlichen Gegensätze den einzigen Weg zu ihrer Auflösung sieht, eine wichtige Provinz streitig. Das Gesetz des Widerspruchs, das gerade in den Krisen zum Durchbruch gelangen soll, es ist selbst aus der kapitalistischen Wirthschaftsordnung verwiesen worden. Die Gegensätze der kapitalistischen Wirthschaft schwächen sich ab, sie nehmen nicht zu. Ordnung, Regel und Richtung kommt nach Bernstein in das kapitalistische

Wirtschaftsleben hinein. Und gerade in dem Zeitalter einer wahrhaft fabelhaften Entfaltung der Produktivkräfte, wo sich der Widerspruch zwischen diesen Kräften und den Produktionsverhältnissen am machtvollsten entwickeln kann, gerade in diesem Zeitalter soll das dialektische Entwicklungsgesetz zur Ohnmacht verdammt sein! Ist das richtig, je nun, dann war das Gesetz wohl nie recht eigentlich in Kraft. Vielleicht verallgemeinerten wir bestimmte antagonistische Tendenzen der Wirtschaft zu stark, vielleicht arbeiteten wir erst künstlich schroffe, sich ausschliessende Gegensätze in die ökonomische Entwicklung hinein. Und das ist thatsächlich oft bei unseren Schilderungen der ökonomischen Evolutionserscheinungen der Fall gewesen. Wir müssen uns daher von allen vorgefassten abstrakten Entwicklungsformeln gänzlich befreien und ein treues Wirklichkeitsbild von den ökonomischen Verhältnissen und ihren Umwälzungen zu gewinnen suchen. Einförmige, schwerfällige Produktionsmittel z. B. bedingen langsame Entwicklungsprozesse und keine Sprünge. Alle früheren Wirtschaftsperioden hatten etwas Schleppendes, Konservatives an sich. Die Produktivkräfte konnten den Produzenten nicht jäh über den Kopf wachsen. Daher brachen sie auch nicht plötzlich gleichsam über Nacht zusammen. Es ist fraglich, ob man bei den früheren langsamen Entwicklungsvorgängen von einem Sprengen der Produktionsfesseln, von einem Umschlagen der Gegensätze sprechen kann. Noch die Produktionsmittel einer schon relativ vorgerückten Zivilisationsperiode des Mittelalters werden von Engels als urwüchsig, unbehilflich, von zwerghafter Wirkung geschildert. An die Leistungs- und Ausdehnungsfähigkeit der Produktionsmittel ist eng die Entfaltung der Produktivkräfte geknüpft und damit ihre etwaigen Widersprüche mit den Produktionsverhältnissen. Wir gehen daher nach unserer Ueberzeugung von dem wirklichen Sinne solcher Wendungen, wie das Zersprengen der Fesseln, das Umschlagen ins Gegentheil ab, wenn wir sie zur Charakteristik früherer Entwicklungsvorgänge gebrauchen.

„Mit der verschiedenen Entwicklung der Produktivkraft,“ so sagen wir mit dem russischen Kritiker, dem Marx so warm in seiner Vorrede zum Kapital beistimmt, „ändern sich die Verhältnisse und die sie regelnden Gesetze“ — und mit ihnen vor Allem die Entwicklungsgesetze der verschiedenen Wirtschaftsperioden. Kann man jetzt vielleicht von einem Sprengen der Produktionsfesseln reden, so konnte man es nicht in früheren wirtschaftlichen Evolutionsperioden. In den Rahmen der alten Wirtschaftsgeschichte passte das dialektische Entwicklungsgesetz, das wir vielleicht aus den heutigen ökonomischen Verhältnissen folgern können, nicht hinein. Pressen wir es dennoch gewaltsam in diesen Rahmen, so verstümmeln wir es gröblich, so dass es sein Wesen völlig verändert. Man hüte sich daher, vorschnell mit dem dialektischen Entwicklungsgesetz in früheren Perioden zu operiren, soll es nicht jede Bestimmtheit der Form verlieren und zum blossen Spuk werden.

Sehr behutsam, sehr bedächtig müssen wir also bei der Anwendung des Marxschen Entwicklungsgesetzes zu Werke gehen. Schon bestimmte Thatsachen aus unserer heutigen kapitalistischen Welt beweisen uns, dass die Produktivkräfte nicht ganz planlos ins Blaue wachsen, und dass ihnen

die ordnende Hand der Wirthschaft hier und dort Regel und Richtung vorschreibt. Also kann von einer völligen, uneingeschränkten Entfaltung der Produktivkräfte nicht die Rede sein. Die Produktivkräfte sind elastisch, anpassungsfähig, lenkbar, und das gleiche gilt auch von den „Produktionsverhältnissen“ oder, „was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist“, von den „Eigenthumsverhältnissen.“¹⁾ Nach jeder Krisis müssen die Unternehmer wohl oder übel die Produktionsverhältnisse den Produktivkräften anpassen, und sie thun es oft mit schweren Verlusten, mit Entwerthungen ihres Eigenthums, mit Betriebsänderungen etc. etc. Nach dieser Seite hin kann eine Anpassung der Produktionsverhältnisse an die Produktivkräfte wohl stattfinden. Aber das Verhältniss, unter dem das Kapital arbeitet und den Produktionsertrag vertheilt, das Kapitalverhältniss schliesst nach Marx einen unheilvollen Missstand ein: die Unfähigkeit der Masse, ihren Konsum erheblich zu vergrössern. Bei jeder Krisis hat die Gesellschaft nach Marx „zu viel Lebensmittel, zu viel Industrie“. — „Die bürgerlichen Verhältnisse sind zu eng geworden, um den von ihnen erzeugten Reichtum zu fassen.“ In der Ausdehnung der bürgerlichen Produktionsverhältnisse, der Eigenthumsverhältnisse würde also ein Heilmittel oder wenigstens ein Abschwächungsmittel der Krisis liegen. Nun aber verbietet sich nach der Marxschen Theorie eine wesentliche und nachhaltige Erweiterung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse von selbst. In der kapitalistischen Wirthschaft entsteht nämlich eine gewaltige Reservearmee, ein kolossales Heer überflüssiger Arbeiter. Diese Armee hängt zu allen Zeiten wie „ein Bleigewicht an den Füssen der Arbeiterklasse“, sie hält den Lohn stets auf einem, dem kapitalistischen Bedürfniss angemessenen niedrigen Niveau. Die Eigenthumsverhältnisse des Proletariats lassen sich nach der Marxschen Theorie nicht wesentlich ausdehnen, so dass etwa Platz für das Zuviel der Lebensmittel würde, und damit wäre an einem erheblichen Theile der heutigen Produktions- oder Eigenthumsverhältnisse nichts zu bessern und nichts zu ändern. Und doch sind gerade nach dieser Richtung hin die Verhältnisse sehr verbesserungsfähig, abänderlich und beweglich. Ein beträchtlich ökonomischer Aufschwung ist wohl in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft möglich, und ihn kann selbst nicht das Schwergewicht einer Reservearmee verhindern. Das beweist das hoch industrielle England.

Schauen wir z. B. auf die englische Wirthschaftsentwicklung der letzten sechzig Jahre, so können wir bei dem englischen Proletariate keineswegs eine absolute wachsende Zunahme seines Elends, seiner Knechtung, seiner Erniedrigung, seiner Ausbeutung konstatiren. „Wenn wir auch oft geneigt sind“, so schreibt der Sozialist Sidney Webb in seiner kleinen Schrift: *Englands Arbeiterschaft 1837 und 1897*²⁾, „die augenblickliche Lage des Volkes für schlecht zu halten, so ist es doch klar, dass seit 1837 ein bedeutender Fortschritt zum Besseren zu verzeichnen ist. In der Mehrzahl aller Gewerbe und fast aller Orte sind die Geldlöhne der männlichen Arbeiter viel höher als damals, und der Arbeiter erhält auch für seine Arbeit viel mehr Waaren als vor 60 Jahren. In vielen Fällen

¹⁾ Siehe Marx Einleitung zur Kritik der politischen Oekonomie.

²⁾ *Englands Arbeiterschaft 1837 und 1897.* Von Sidney Webb. Autorisirte Uebersetzung von Dora Landé. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1898.

ist die Arbeitszeit kürzer, die Arbeitsbedingungen sind besser, und die Lebenshaltung ist höher. Sowohl in der Stadt, als auch auf dem Lande sind die Wohnungsverhältnisse besser geworden, die sanitären Bedingungen haben oft eine vollständige Umwälzung erfahren; die Erziehung ist nicht nur weit allgemeiner, sondern auch viel umfassender, und die Bildungsmittel, die Bibliotheken, Museen, Kunstsammlungen, Konzerte und sanitäre Institutionen sind dem Arbeiter viel leichter zugänglich als früher. Kurz, die grosse Masse des Volks ist viel zivilisirt als vor 60 Jahren. - So grausam auch unser industrielles System ist, so ist doch die Lebenshaltung in England jetzt fast in jeder Hinsicht menschlicher als früher. Die Schäden, die augenblicklich noch existiren, dürfen uns nicht für die bereits bemerkbaren Fortschritte blind machen. Nur insoweit sind die Lobpreisungen der heutigen optimistischen Statistiker gerechtfertigt.“ „Ueber das allgemeine Steigen der Geldlöhne seit 1837 brauche ich nicht viel zu sagen. Was die männlichen Arbeiter anbetrifft, so haben wir keinen Grund, Sir Robert Giffens Behauptung, dass in fast allen Gewerben die Löhne von 50 auf 100% gestiegen sind, im Allgemeinen anzuzweifeln Man kann im Allgemeinen nicht bestreiten, dass die letzten 60 Jahre eine bedeutende Verbesserung in der Lebenshaltung eines sehr grossen Theils des Volks bedeuten. Aber man muss vor Allem hervorheben, dass diese grosse Zunahme des Wohlstandes, dieser grosse Aufschwung in der Lebenshaltung nicht allgemein gewesen ist. Es giebt noch heutigen Tages grosse Volksmassen, die hinsichtlich ihrer ökonomischen Bedingungen noch im Jahre 1837 leben“. „Und wenn wir die verschiedenen uns bekannten Thatsachen der vergleichenden Lohnstatistik in einem allgemeinen Urtheil zusammenfassen, so kommen wir zu folgendem Resultate: Während das Einkommen des gelernten männlichen Arbeiters bedeutend gestiegen ist und ganz neue Klassen verantwortlicher und ganz gut bezahlter Arbeiter und Maschinisten entstanden sind, so ist doch heutzutage eine grössere Summe, wenn auch ein kleiner Prozentsatz hoffnungslos elender Existenzen vorhanden, als zu irgend einer früheren Zeit“. Das Resultat der wirthschaftlichen Entwicklung ist also: eine beträchtliche Hebung der gelernten englischen Arbeiter und eine prozentuale Verminderung der hoffnungslos elenden Existenzen. Das Heer der überschüssigen Arbeiter, die sogenannte Reservearmee, hat nicht den Aufstieg der gelernten organisirten Arbeiter zu einer höheren Lebenshaltung niederhalten können. Und diese Thatsache muss unsere vielfach übertriebenen Vorstellungen von dem furchtbaren, jeden wirthschaftlichen Fortschritt zermalmenden Druck der Reservearmee wesentlich umändern. Die Reservearmee schreibt sich nach Marx aus den eigenthümlichen Revolutionen her, die das Kapital in seiner technischen Zusammensetzung im Maschinenzeitalter erlitten hat.

In der Aera der Werkzeugmaschine nimmt der sachliche Faktor der Produktion (die Maschine) in ganz anderer Weise zu, als ihr persönlicher Faktor (der Arbeiter). Im kapitalistischen Produktionsprozesse wächst die Anwendung der Maschine z. B. im Verhältniss 1 : 3 : 5 : 7, während der Arbeiter nur im Verhältniss 1 : 2 : 3 : 4 Beschäftigung in diesem Prozesse findet. Man erkennt sofort, dass die Arbeiter bei der zunehmenden Einbürgerung der Maschine immer seltener Beschäftigung finden. Es ent-

steht also, hält man an den hier gegebenen Verhältnisszahlen fest, mit Naturnothwendigkeit eine stets wachsende Schaar von Arbeitslosen. Je energischer und je grundtiefer nun die technische Entwicklung auf die alten Produktionsbedingungen einwirkt, um so köpferreicher wird die Reservearmee. Das ist allerdings unbestreitbar, wenn man einen festen, sich nur wenig verändernden Waarenumsatz und eine gleichbleibende Arbeitszeit für die Beschäftigten annimmt. Es ist aber ebenfalls wahr, dass bei einer Verdreifachung des Waarenkonsums und bei einem rapiden Herabsinken der Arbeitszeit eine gesteigerte Nachfrage nach Arbeitern sofort eintreten wird und zwar trotz aller grossen Fortschritte der Maschinenteknik. Peinlich genau muss man die technische Umwälzungen und die Absatz- und Arbeitsverhältnisse jeder Branche prüfen, um ein ungefähres Bild von der Reservearmee und ihrem Druck auf die Löhne zu gewinnen. Ganze Klassen von überflüssigen Arbeitern bilden nach längerer Arbeitslosigkeit überhaupt keine Gefahr mehr für ihre beschäftigten Genossen. Sie werden Paupers und fallen der Armenpflege anheim. Andere Arbeitslose strömen in verwandte Berufe über, die sich dank der Differenzirung der Industrie immer von Neuem aufthun. Eine andere Klasse wird durch Gewerkschaftsunterstützungen über Wasser gehalten und rückt daher nicht in die Rolle von Lohndrückern ein. Eine vierte Gruppe von Arbeitslosen tritt in die zahlreiche Schaar der Hausirer, Kleinkrämer, Gelegenheitsarbeiter, Dienstboten über. Der Druck der Reservearmee auf die Löhne der beschäftigten Arbeiter ist schwer oder garnicht feststellbar, weil man unter Anderm das Schicksal der Arbeitslosen und die Macht der Organisation der beschäftigten Arbeiter nicht kennt. Seit der glänzenden Entwicklung der Maschinenindustrie hat die absolute Zahl der Stellungen in der Gesamtheit der Berufe sicherlich nicht abgenommen. Ja, es ist im Ganzen wohl eine bedeutend vermehrte Nachfrage nach Arbeitskräften entstanden. Das beweist heute das millionenköpfige Heer der industriell beschäftigten Frauen und Kinder, das vor einem halben Jahrhundert noch ausserhalb der Fabrikssäle stand. Unmöglich ist es, das betonten wir schon oben, den Einfluss der Arbeitslosen auf die Löhne der beschäftigten Proletarier genau zu ermitteln. Aus einer Statistik der Arbeitslosen vermögen wir ihn nicht zu erkennen. Diese statistischen Angaben sind meist sehr lückenhaft. Uns fehlt es daher an allen Ecken und Enden an Thatsachen, an denen wir die ökonomische und soziale Wirksamkeit der Reservearmee genau ermessen können. Und dennoch können wir ein für jeden Arbeiterfreund ermuthigendes Faktum aus der bisherigen Geschichte der Reservearmee entnehmen: nämlich die Thatsache, dass diese Armee die kraftvolle wirthschaftliche Organisation der englischen Arbeiterklasse nicht erdrückt und den ökonomischen und sozialen Aufschwung des englischen Proletariats nicht niedergehalten hat. Es ist also wohl möglich, dass sich die heutigen kapitalistischen Produktionsverhältnisse dank einer erheblichen Besserstellung der Arbeiterklasse wesentlich erweitern und ausdehnen. Und damit würde der Gegensatz zwischen den Produktivkräften und Produktionsverhältnissen eine beträchtliche Abschwächung erfahren. Ueberdies müssen die Kapitalisten nach jeder Krisis wohl oder übel die Produktionsverhältnisse in Einklang mit den Produktionskräften bringen. Die Produktivkräfte selbst verlieren dank der durch-

greifenden Sammlungs- und Ordnungstendenzen der heutigen Wirthschaft und dank ihrer wachsenden Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit ihren blind wüthenden, verheerenden, epidemischen Charakter. Die Möglichkeit eines allgemeinen wirthschaftlichen Zusammenbruchs, einer allgewaltigen Katastrophe weicht daher mehr und mehr von uns zurück. Einzelne vorübergehende Krisen können und werden eintreten. Die düsteren niederschlagenden Vorstellungen, die in unserem Kopfe die Marx'sche Entwicklungslehre entstehen liess, verflüchtigen sich mit dieser Lehre selbst. Nicht durch eine Zunahme unserer Ohnmacht, unserer Noth und unseres Elends steigen wir zum Sozialismus aufwärts, sondern durch eine schrittweise Verbesserung und Hebung unserer Lage und durch eine Erweiterung und Ausdehnung unserer Machtverhältnisse.

Die Sozialdemokratie in Brandenburg.

Von

August Schröer.

(Spandau.)

In der Parteipresse, dem Vorwärts wie den Provinzblättern, will sich der Jubel über den Ausfall der Reichstagswahlen noch immer nicht legen. Der glänzende Sieg der Sozialdemokratie wird in allen Tonarten gefeiert. Selbst wo die Sache nicht ganz einwandfrei erscheint, wie es besonders in Berlin der Fall ist, werden die gewagtesten Berechnungen aufgestellt, um „haarscharf“ den Beweis zu führen, dass die Wahl für die Sozialdemokratie wirklich über Erwarten grossartig ausgefallen ist. Thatsache aber ist, dass sich nach den Wahlen in den Reihen der Parteigenossen eine allgemeine Enttäuschung bemerkbar machte, eine Stimmung einschlich, die ganz und gar nicht mit dem offiziellen Siegesjubel übereinstimmen wollte. So dürfte es jetzt, nachdem die Wogen der Wahlbewegung sich allmählich geglättet, Zeit zu einem Rückblick sein und festzustellen, was wirklich war und was — sein sollte.

Eins müssen wir dabei vorausbemerken. Unsere Auffassung von den Aufgaben der Agitation muss eine andere sein als die der bürgerlichen Parteien. Wir dürfen nicht wie diese die Agitation auf Jahre hinaus ruhen lassen, um sie erst kurz vor der Wahl wieder aufzunehmen. Uns darf es nicht nur um die Stimmen am Wahltage zu thun sein. Die Reichstagswahlen sind für uns die Begrenzung einzelner Etappen der Agitation, die Gelegenheit, das bisher Errungene zu überschauen, die Kräfte zu messen. Wir kämpfen für eine neue Gesellschaftsordnung, wir wollen die Köpfe und Herzen revolutioniren, die endliche Beseitigung der Klassenherrschaft vorbereiten. Das Lebenselement unserer Partei ist Bewegung, ununterbrochener Kampf.

Wenn wir daher die Bedeutung der Reichstagswahlen recht erkennen wollen, müssen wir auch den Stand der Agitation während der fünf Jahre von 1893 bis 1898 kurz berühren. Vielleicht, dass wir die da gewonnenen Erfahrungen für die Zukunft verwerthen können.

Fast durchgängig setzte die Agitation in den Brandenburger Kreisen nach dem Parteitag von 1893 mit erfreulichem Eifer ein. Sie liess jedoch in den Jahren 1894 und besonders 1895, gleichzeitig mit der Durchführung einer Neu-

organisation in den Kreisen, allmählich nach. Im folgenden Jahre (1896), in dem bei dreijährigen Legislaturperioden die Agitation wegen der Neuwahl zur vollsten Entfaltung hätte gelangen müssen, flaute sie noch mehr ab. Erst nach dem Hamburger Parteitag 1897 setzte sie wieder ein, um nach und nach lebendiger zu werden. Die Schädigung, die unserer Partei aus der Verlängerung der Legislaturperioden erwachsen ist, durch Lahmlegung der Agitation, geht aus diesen Thatsachen deutlich hervor. Doch haben dabei allgemeinere Gründe mitgespielt. Davon später.

Für das Parteileben haben sich im Laufe der fünf Jahre feste Formen herausgebildet. Es gilt zu untersuchen, wie weit sich dieselben bewährt haben.

Zunächst unsere Organisation. Die Grundform derselben, wie sie nach den Wahlen von 1893 eingeführt wurde, ist in allen Brandenburger Kreisen wie überhaupt, mit wenigen Ausnahmen, in ganz Norddeutschland die folgende: In Partei-Versammlungen gewählte Vertrauensleute in den einzelnen Orten bilden den Grundstock. Kreis-Konferenzen, deren Theilnehmer gleichfalls in Partei-Versammlungen gewählt werden, treten mindestens jährlich einmal zusammen und wählen den Kreis-Vertrauensmann, die Delegirten zum Parteitag und für die Provinz Brandenburg aus ihrer Mitte die Deputirten zur Provinzial-Konferenz, die jährlich einmal kurz vor dem Parteitag in Berlin zusammenkommt. Ueberhaupt ist die Kreiskonferenz für den Kreis, was der Parteitag für das Reich ist. In einzelnen Orten bestehen auch Lokal- und eventuell Press-Kommissionen. Die Aufgaben dieser Einzelglieder der Organisation sind genau geregelt.

Aber so stolz wir, und mit Recht, auf diese Organisation sind und so oft diese von den Gegnern als mustergiltig hingestellt worden ist, so scheint sich dieser Apparat in der letzten Zeit doch nicht ganz einwandfrei entwickelt zu haben. Uebelstände haben sich bemerkbar gemacht, die beobachtet werden müssen.

So das leidige Schematisiren. Wenn irgend eine Einrichtung für Berlin praktisch, ja nothwendig ist, so beweist dies durchaus noch nicht, dass sie nun auch in jedem kleinen Provinz-Städtchen eingeführt werden muss. Gerade hierin ist vielfach gefehlt worden.

So — um ein bezeichnendes Beispiel zu nehmen — thun es viele kleine Orte heute nicht mehr ohne Lokal-Kommission. Und wenn der Ort auch nur zwei oder drei Gasthöfe zählt, die für uns unter keinen Umständen zu haben sind, und auch ganz abseits vom Sommerverkehr liegt — thut nichts, eine Lokal-Kommission muss sein. Was Berlin hat, müssen sie doch auch haben. Sitzungen über Sitzungen werden abgehalten, obgleich selten etwas vorliegt, was nicht durch eine einfache Postkarte erledigt werden könnte. Das Resultat ist schliesslich, dass die Kräfte der eigentlichen agitatorischen Thätigkeit entzogen werden.

Und dann hat sich auch bei uns schon ein ganz netter Bureaukratismus eingebürgert. Hat sich in solchem Nest dann wirklich einmal etwas ereignet, was für die Berliner Ausflügler zu erfahren von Wichtigkeit ist, dann darf der Ort sich beileibe nicht direkt mit Berlin in Verbindung setzen. Diese Staatsaktion muss vielmehr erst durch die Vermittelung des Kreis-Lokal-Kommissions-Obmanns den instanzenmässigen Segen erhalten. Verspätete Erledigung, viel Schreibwerk und Briefporto ist die Folge.

Ein schwerer wiegender Uebelstand ist in den kleineren Orten die Sucht, Vereine zu gründen. Kaum hat sich ein Häuflein Genossen zusammengefunden, so geht man zunächst mit den Gedanken um, einen Verein zu bilden, was in der Regel dann auch bald geschieht. Die Mitglieder und vor allem die Leiter dieser Vereine setzen sich dadurch gewissermassen auf dem Präsentirteller den Angriffen der Gegner und Behörden aus. In der Regel währt in solchem Nest der ungleiche Kampf nicht lange, unsere tüchtigsten Leute werden bald existenzlos und sind gezwungen, den Ort zu verlassen. Die kaum begonnene Organisation zerfällt wieder, um nach einiger Zeit von Neuem in Angriff genommen zu werden. In fast allen Landstädten der Provinz Brandenburg spielt sich dieser Vorgang bis zum heutigen Tage immer wieder in dieser Weise ab. Sollte es unter solchen Umständen nicht vortheilhafter sein, in kleinen Orten den Familienverkehr unter den Genossen mehr zu pflegen? Wenn das in zweckmässiger Weise geschieht, lässt sich sehr wohl allmählich ein fester Zusammenhalt herbeiführen, ohne dass Schäden zu fürchten sind.

In den grösseren Städten und besonders in Berlin macht sich die Vereinsmeierei nach einer anderen Richtung hin zum Nachtheil der politischen Organisation bemerkbar. Die vielen Gesang-, Rauch-, Theater- und Vergnügungsvereine entziehen hier der Organisation, der politischen wie der gewerkschaftlichen, fast allen Nachschub an thätigen Kräften. Ist der junge Arbeiter erst da einmal hineingerathen, dann ist er für alles Andere so gut wie verloren. Ganz abgesehen davon, dass diese Vereine von dem Einzelnen verhältnissmässig grosse finanzielle Opfer erfordern, nehmen die Uebungsstunden, Ständchen, Vorstands-, Komitee- und sonstigen Sitzungen die freie Zeit des Betheiligten vollständig in Anspruch. Hier muss in Zukunft versucht werden, eindämmend, regulirend zu wirken.

Auch die Art der Agitation ist in der Provinz Brandenburg überall ziemlich dieselbe. Hier haben sich im Versammlungswesen, in der Referentenfrage, in der Art der Verbindung mit dem flachen Land etc. erhebliche Mängel gezeigt. Die diesjährigen Kreis-Konferenzen und die Provinzial-Konferenz werden Arbeit in Hülle und Fülle haben.

In den Städten wird die Agitation durch die Bildungs- oder Wahlvereine, durch öffentliche Agitations-Versammlungen und durch die Presse betrieben. Eins aber muss leider vorweg festgestellt werden. Die Hauptarbeit bei der Verbreitung unserer Ideen geschieht durch die private Agitation von Mund zu Mund, in der Werkstatt, in der Familie, in Freundeskreisen. Alle die anderen Mittel können nachhelfen, diese allgemeine Agitation muss überall den Grund legen. Und hierin ist es von Jahr zu Jahr schlechter geworden. Die Genossen, die in der Agitation stehen, täuschen sich leicht; weil sie fortwährend und mit Jedem von ihrer Sache reden, glauben sie, es wäre im Allgemeinen so. Das ist nicht der Fall. In den Kreisen Derer, die nicht unmittelbar betheiligte sind, ist nicht mehr so viel vom Sozialismus die Rede wie früher. Viele dieser, auch überzeugten Genossen, sind eben gleichgiltiger geworden und haben nicht mehr so sehr den Drang, ihre Ueberzeugung zu verbreiten. Und dieser Ausfall in der Agitation ist durch nichts zu ersetzen. Darunter leidet auch die öffentliche Agitation in hohem Maasse.

In den Wahlvereinen ist, mit wenigen Ausnahmen, kein frischer Zug, kein Leben, kein systematisches Arbeiten. Was haben sich einzelne Leiter von

Vereinen für Mühe gegeben, die Leute heranzuziehen, sie weiter zu bilden, Jeden von ihnen zu einem tüchtigen Agitator zu machen! Es hat ihnen wenig genützt. Diese Vereine sind in den fünf Jahren nicht weiter gekommen, viele eher zurückgegangen. Die weiter bekannt gewordenen Erfahrungen der Berliner Arbeiter-Bildungsschule haben sich in vielen kleineren Fällen wiederholt. Gewiss ist oft auch von der Leitung der Vereine gefehlt worden. Die Auswahl der Vorträge blieb meistens dem Referenten oder — dem Zufall überlassen. Ein unsicheres Hin- und Hertasten ist die Folge; es will nicht vorwärts. Die Vereins-Versammlungen werden immer spärlicher besucht, die Restantenliste wird länger und länger, der Verein kann seiner Aufgabe immer weniger gerecht werden.

Ebenso ging es mit den öffentlichen Versammlungen. Der ungenügende Besuch derselben machte sich sogar bis in die eigentliche Wahlbewegung hinein bemerkbar. Wenn nicht gerade eine Parteigrösse, mindestens ein Reichstags-Abgeordneter, als Redner angekündigt war, dann war die Versammlung sicher schwach besucht.

Ohne Zweifel ist in Versammlungen an vielen Orten des Guten zu viel gethan worden. Es ist schliesslich Uebersättigung eingetreten. Hinzu tritt noch eins, der unglückliche Punkt „Verschiedenes“ auf den Tagesordnungen, der entschieden störend gewesen ist. Nicht nur, dass hierbei durch Bréittreten aller möglichen Nichtigkeiten der gute Eindruck auch des anfeuernden Vortrages wieder vernichtet wird, die Versammlungen werden dadurch auch ungebührlich in die Länge gezogen und wirken sehr ermüdend.

Durchgängig traurig sieht es weiter mit der Verbreitung der Parteipresse aus. Orte, in denen schon 1893 Tausende von sozialistischen Stimmen abgegeben worden sind, weisen nicht einmal ebensoviel hundert Leser von Partei-Zeitungen auf. Man sehe die Zahlen von Charlottenburg und Potsdam, Luckenwalde und Spandau, Landsberg a. W. und vielen anderen Städten — überall dasselbe unerfreuliche Bild! Die sogenannten unparteiischen Zeitungen erschweren durch ihre Billigkeit unseren Blättern das Eindringen in grössere Kreise. Dazu ist die Aengstlichkeit in den Städten oft übertrieben gross. Hier muss etwas geschehen. Bürgerliche Blätter werden neuen Lesern zuerst wochen-, ja monatelang unentgeltlich zugetragen. Uns kostet die Landagitation alljährlich grosse Summen. Auch nur einen Theil dieser Gelder in ähnlicher Weise anzuwenden, würde sich reichlich lohnen.

Die Landagitation war naturgemäss von vorn herein auf andere Mittel und Wege angewiesen. Von vorn herein musste hier die Frage gestellt werden, an wen wir uns auf dem Lande wenden wollten. Ich kann hier nur für den Kreis Ost-Havelland sprechen. Für uns war es zweifellos, dass die Bauern für uns nicht zu haben sind — man muss die protzigen Kerle in der Nähe von Berlin, denen eben dieses Berlin die günstigen Verhältnisse schafft, nur kennen, um die Frage für entschieden zu halten. Und ebenso sicher war es für uns nach den ersten Versuchen, dass wir bei den Landarbeitern, den Tagelöhnern einen breiten Boden finden. Diese empfinden es schon, dass sie unterdrückt sind, und lassen sich bald überzeugen, dass sie zu uns gehören. Für sie braucht's kein Agrarprogramm und vor allen Dingen keins in der vorgeschlagenen Form.

Gelegenheit zu Versammlungen war während der fünf Jahre selten. Wir waren vor allen Dingen auf die Schriftenvertheilung angewiesen. Dabei suchten

wir mit den Leuten bekannt zu werden, Verbindungen anzuknüpfen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Wir hatten uns über mangelndes Entgegenkommen nicht zu beklagen, je länger, je weniger. Die Stimmung schien uns vorzüglich und überall hatten wir Verbindungen mit sicheren Leuten angeknüpft.

Einmal in jedem Jahre, um das Weihnachtsfest herum, fand in der ganzen Provinz die Verbreitung des von der Berliner Agitations-Kommission für die Provinz Brandenburg herausgegebenen Märkischen Landboten statt. Das war ein prächtiges, erfolgreiches Agitationsmittel für das Land, wie überhaupt die Thätigkeit dieser Kommission alle Anerkennung verdient. Des Weiteren wurden je nach dem Stand der Organisation und der finanziellen Mittel noch ein bis zwei Mal im Jahre andere Schriften vertheilt, und zwischen durch erfolgten an bestimmte Adressen von Zeit zu Zeit Sendungen von zahlreichen Schriften, Zeitungen, Witzblättern etc. Hierbei wird leider nicht immer die Auswahl mit der nöthigen Sorgfalt vorgenommen. Schippels Währungsfrage oder Zeitungsnummern mit persönlichen Polemiken in sehr wenig sachlichem Ton können mehr schaden als nützen.

Das war die Arbeitsweise, durch die wir bei den Wahlen 1898 neue Siege erringen wollten. Und obwohl die Lebhaftigkeit der Bewegung sehr zu wünschen übrig liess, wie wir uns nicht verhehlen konnten, hatten wir doch gute Hoffnung. Die Dinge, die uns gefährlich geworden sind, haben wir gewaltig unterschätzt. Was sich im Laufe der letzten Jahre vorbereitet, trat nun mit einer Macht ein, die selbst die Pessimisten nicht vorhergesehen hatten.

Die eigentliche Wahlagitation verlief auffallend still und matt. Unsere Arbeit vollzog sich in denselben Bahnen wie vordem, nur wurden die einzelnen Mittel häufiger angewandt. Etwas lebhafter wurde die Bewegung erst, als die gegnerischen Parteien auf den Plan traten. Wir gingen, so oft es möglich war, in ihre Versammlungen und suchten mit ihnen zu diskutieren.

Hierbei muss eine Geflogenheit erwähnt und ernstlich gerügt werden, die sich jetzt in unserer Presse stark ausgebildet hat, die Stimmungsmache. Mochte der Saal auch beängstigend leer gewesen sein, wenigstens wenn man die Maassstäbe von früher anwendet — in den Berichten war die Versammlung zum mindesten „gut besucht“. Mochte auch zu dem Vortrag kein Laut hörbar geworden sein — die Stimmung war nach der Zeitung „ausgezeichnet, begeistert“ etc. Und gab es in gegnerischen Versammlungen oder auch in unseren Diskussionen mit Gegnern — unsere Redner hatten immer gesiegt, und die Gegner sich unsterblich blamiert.

Wozu das? Erstens entspricht es der Würde unserer Partei überhaupt nicht, mit solchen Mitteln zu arbeiten. Und dann: sollte das Politik sein, so ist es eine sehr verfehlte. Die Genossen, die sogar eine unserer Zeitungen lesen, sind in der Mehrzahl dabei gewesen, wissen es also besser, und sind sie nicht dagewesen, so wird ihnen ein unbegründetes Sicherheitsgefühl beigebracht. In dieser Art zu arbeiten, hat aber unsere Presse im Allgemeinen für richtig angesehen — man weiss, mit welchem Erfolge!

Ein schwerer Schade war die Art, wie in Versammlungen und in der Presse der Kampf in prinzipieller Hinsicht geführt wurde. Allenthalben fehlte in unseren Reihen das sonst gewohnte Feuer, die Begeisterung, die in früheren Zeiten das Unmöglichste möglich machte. Der eigentliche leitende Gedanke, die grossen Gesichtspunkte, das was die Partei gross und gefürchtet gemacht

hat, fehlte in der Wahlagitation gänzlich. Ein kleinlicher Krämergeist — „praktische Politik“ war an deren Stelle getreten. Nicht als Vertreter und Vorkämpfer einer neuen Weltanschauung traten wir früher den bürgerlichen Parteien gegenüber, nein, die Tagesfragen, die Stellung der gegnerischen Partei zu dieser und jener Frage, bei dieser oder jener Abstimmung, das waren die Streitpunkte, um die es sich in den Diskussionen, in der Presse und in den Flugblättern drehte. Das krampfhaft Bestreben, sich den Wünschen und Auffassungen der Wähler anzupassen, die Rücksichtnahme auf alle möglichen Wählergruppen, auf den Bauer, den kleinen Handwerker und Geschäftsmann, den kleinen Beamten, das allein war es, was dem Kampf vor der Wahl das Gepräge gegeben hat. Allen Parteien wurden grosse Rechnungen aufgemacht, was sie hier und da zu wenig gegeben oder gethan hatten. Im Vorwärts ging eine endlose, peinliche Polemik mit den Freisinnigen in dieser Art. Von dem Gefühl, dass uns von dieser Partei fundamentale Unterschiede in der Weltanschauung trennen, war in diesen Wahlkampf-Notizen nichts zu spüren. Das Gefühl schien allgemein nicht mehr vorhanden. Die Propagierung des Sozialismus ist in den Hintergrund gedrängt worden.

Und die Erfolge dieser „praktischen Politik“?

Die Genossen in der Provinz Brandenburg sind fast allgemein enttäuscht worden!

Wenn man wenigstens jetzt den Muth besässe, den Misserfolg einzugestehen! Aber kaum ist der erste Schreck überwunden, da beginnt schon wieder der Selbstbetrug. Anstatt die allgemeine Enttäuschung offen einzugestehen, wird das Wahlergebnis in der Presse zu einem „Riesenerfolg“ umgedeutet. Die Artikel des Vorwärts sind bekannt. Ihm folgten die Provinzblätter getreulich. So schreibt die Brandenburger Zeitung am 28. Juni:

„Ausser dem Zentrum hat nur die Sozialdemokratie ein Recht, stolz auf die Wahlerfolge zu sein. Wir haben die Stärke und werbende Kraft unseres Programms von Neuem durch die kolossale Vermehrung unserer Stimmen zu erweisen vermocht.“

Und die in Brandenburg während des Wahlkampfes erschienene Wahlzeitung vom 8. Juli schrieb:

„Auf die eigene Kraft ganz allein angewiesen, zog stolz nach errungenem Riesenerfolg in der Hauptwahl die Sozialdemokratie in die Stichwahlkämpfe.“

Schlimmer aber ist es, wenn selbst in der Neuen Zeit der Verfasser des Wahlartikels ebenfalls vom Siegestaumel ergriffen zu sein scheint und jubelt:

„Woran heute nicht mehr gerüttelt werden kann, das ist der gewaltige Wahlerfolg der Sozialdemokratie selbst. Der 16. Juni ist für sie zu einem reichen Tage der Ernte geworden.“

Und etwas weiter unten heisst es:

„Ein frischer, kräftiger, urwüchsiger Schwung ging durch die Massen; die „Stille“ der Wahlbewegung hatte der Arbeiterklasse nicht die geringste Spur der Müdigkeit aufgedrückt.“

So, wirklich nicht? Obgleich fast allenthalben die Wahlbeteiligung eine geringere war wie bei früheren Wahlen! Freilich an „schwungvollen“ Artikeln und Selbstberäucherungen in der Presse fehlte es leider nicht. Wir sagten schon, dass diese wohl zum grossen Theil Schuld daran waren, dass am entscheidenden Tage der Masse dieser „Schwung“ gefehlt hat.

Ein charakteristischer Fall, wie „Stimmung“ gemacht wird, ist dieser: In der Brandenburger Zeitung wird ausgeführt, wie gross unser Erfolg gewesen. Zwar an Mandaten haben wir nicht soviel zugenommen, aber an Stimmen, und darauf kommt es an. Bald darauf wird in derselben Nummer von den Antisemiten gesagt: „Die Antisemiten haben bei der Wahl kläglich abgeschnitten“, sie haben so und so viel Mandate verloren und — dabei haben sie an Stimmen ca. 24 % gewonnen, genau so viel prozentual wie die Sozialdemokratie. Das ist eine „Wahlbetrachtung“. Was bei uns ein Riesenerfolg ist, ist bei den Antisemiten kläglich.

Worin zum Kuckuck besteht denn eigentlich dieser „Riesenerfolg“ der Sozialdemokratie? Etwa darin, dass wir in Deutschland gegen 1893 über 300 000 Stimmen gewonnen haben? Das ist ja richtig, aber ist denn das etwas so Grossartiges nach fünfjähriger Thätigkeit und angesichts der Thatsache, dass die Wählerzahl gleichzeitig um ca. 1 Million gewachsen ist? Ein äusserst mässiger Fortschritt im allergünstigsten Fall ist das und kein Riesenerfolg, wie man uns so eifrig vorreden will.

Oder soll etwa die vermehrte Zahl der Mandate den Siegesjubel rechtfertigen? Ja, was bedeuten dann aber die Verluste der Wahlkreise, die wir 1893 schon im ersten Wahlgang errungen hatten? Werden die geringen Gewinne nicht mehr als aufgewogen durch die Verluste von Berlin II und V, West-Havelland, Kiel, Stettin, Mittweida, München I und so fort? Nach dem Artikelschreiber in der Neuen Zeit ist freilich der Wahlerfolg der Sozialdemokratie ein so „gewaltiger“, dass es dagegen „garnichts besagt, dass die Partei von ihrem bisherigen Besitzstand am 16. Juni drei Mandate endgültig verloren hat.“ Das kommt auf die Auffassung an. Die Berliner Parteigenossen denken anders darüber. Sie werden in Zukunft hoffentlich nicht mehr über-grosse Siegeszuversicht hegen, sie werden auch in der Thatsache, dass im II. Wahlkreis Almosenempfänger zu Unrecht gestimmt haben und die Wahl des Freisinnigen deshalb für ungültig erklärt werden wird, kaum ihren Trost finden.

Nebenbei bemerkt, die Art, wie im Vorwärts um dieses Mandat gekämpft wurde, muss ausserordentlich peinlich berühren. Dass, entgegen den gesetzlichen Vorschriften, Almosenempfänger gewählt haben, anzuführen, sollten wir füglich den Gegnern überlassen. Es ist, als gäben wir damit unsere Zustimmung, dass die Enterbten der Gesellschaft mit dem Verlust des Staatsbürgerrechts dafür gestraft werden, dass sie arm sind. Soviel ist ein Mandat nicht werth, auch dann nicht, wenn der bisherige Vertreter nicht gern vermisst und zu den tüchtigsten gerechnet wird.

Ueberhaupt, die Sorge um Mandate hat die Genossen an vielen Orten zu sonderbaren Schritten getrieben. Wenn schon vor der Hauptwahl die Prinzipien des Sozialismus so ziemlich zurücktraten, so war es vor der Stichwahl vollends aus damit. Die „praktische Politik“ war allein massgebend. Dafür, wie weit es mit dieser Rücksichtnahme gegangen ist, einige Beispiele. In Ost-Havelland wurde in einem Flugblatt zur Stichwahl die Anrede: „Arbeiter, Wähler!“ als unpraktisch verworfen, weil — dann vielleicht die kleinen Geschäftsleute, Handwerker etc. sich verletzt fühlen und uns ihre Stimme nicht geben könnten. In einem Liegnitzer Flugblatt wurde von unseren Genossen, um die Bauern zu gewinnen, sogar dem Kornwucher eine Verbeugung gemacht. In Flugblättern des Ober-Barnimer und des West-Havelländischen Kreises wird

unsererseits den Freisinnigen genau vorgerechnet, was für sie Alles auf dem Spiele steht, wenn sie ihre Stimme nicht den Sozialdemokraten geben. Der Erfolg blieb trotzdem aus. Die vielgeschmähten Freisinnigen waren in diesen Fällen prinzipieller wie wir Sozialdemokraten. Sie verzichteten in West-Havel-land auf die Ehre, bei der Brandenburger Zeitung als „freidenkende und gewissenhafte Männer“ zu gelten, und wandten sich dahin, wohin sie gehören, zu der — man muss sich heute fast genieren, es zu sagen — einen reaktionären Masse. In den meisten Fällen ist es uns mit dieser auf den „Erfolg“ zugeschnittenen Agitation ergangen, wie in der bekannten Fabel dem Hund, der mit seinem Stück Fleisch über eine Brücke kam.

Es kommt wirklich auf die Auffassung an, wie man das Resultat der Wahlen beurtheilt. Gilt unsere alte Anschauung von der Natur unserer Bewegung, dass sie in den ökonomischen Grundlagen der heutigen Gesellschaft wurzelt und nur in einer völligen Umgestaltung dieser ihr Ende finden kann, dass sie, um zu diesem Ziel zu gelangen, den Klassenstandpunkt der Industriearbeiter zu vertreten, diese zu einer starken geschlossenen Partei zusammenzufassen hat — dann werden die Resultate als ungünstig genug erscheinen, dann wird es vor allen Dingen als eine sehr bedenkliche Erscheinung gelten müssen, dass wir Kreise, und zwar industrielle Kreise, die wir bereits gehabt, wieder verlieren konnten. Wären wir eine rein parlamentarische Partei wie jede andere, dann könnten wir uns immerhin der acht Mandate und über 300 000 Stimmen, die wir gewonnen, erfreuen. Das aber wollten wir bisher nicht sein!

Wir stehen an einem Scheidewege.

Die alten Anschauungen beginnen zu wanken. Wir wissen nicht recht mehr, wohin wir treiben. Eine Reihe von Vorgängen, die Politik Vollmars, die Äusserungen Schippels auf dem Hamburger Parteitage, die Anschauungen Heines, die Aufsätze Bernsteins in der Neuen Zeit, die Unklarheit über die „Weltpolitik“ und nicht in letzter Linie die Diskussionen über die Landtagswahlen haben ein starkes Gefühl der Unsicherheit in unseren Reihen verbreitet. In tausend einzelnen kleinen und grossen Dingen kommt dies zum Ausdruck. Ein deutliches klares Prinzip, wie wir es früher hatten, ist aber darin nirgend zu erkennen. Von Fall zu Fall werden die Fragen entschieden, ohne grosse Gesichtspunkte, sondern wie das Bedürfniss des Tages es eingiebt — das ist dann eben die „praktische Politik“. Wie über Nacht ist dieser Zug in unsere Reihen gekommen und Genossen, denen früher nichts radikal genug war, gebarden sich jetzt als geborene Diplomaten. Erschreckend schnell bergab geht es auf dieser schiefen Ebene. Unsere Genossen in Herford, Halle sind dann auch schon glücklich beim Kuhhandel, beim Mandatschacher angelangt, wie ihre Stellungnahme zur Landtagswahl zeigt. Wohin soll das führen?

Bei keiner Wahl ist bisher der prinzipielle Standpunkt, das eigentliche Ziel der Sozialdemokratie, so in den Hintergrund getreten wie es diesmal der Fall war. Haben wir etwas Besonderes damit erreicht? Nein! Wo sind die Resultate der Vollmarschen Bauernpolitik? In den fünf Wahlkreisen der bayerischen Oberpfalz sind die sozialdemokratischen Stimmen von 6499 im Jahre 1893 auf 3258 im Jahre 1898 zurückgegangen. Liegt es nicht nahe, den Rückgang in allen diesen Landbezirken damit zu erklären, dass wir die Bauern durch die praktische Politik nicht gewonnen und andererseits viele 1893 schon

für uns gewonnene Arbeiter durch die krampfhaft betriebene Bauernagitation misstrauisch gemacht haben, so dass sie wieder abgefallen sind? Was sich hier in Bayern als Resultat dieser Art der Agitation zeigt, wird in Zukunft auch in Norddeutschland nicht ausbleiben. Eine andere Thatsache ist auch sehr zu beachten. Wir haben im Kreise Ost-Havelland fünf Jahre eifrigster Thätigkeit auf das Land gewendet, wir haben Schriften über Schriften hinausgebracht, die Landagitation hat den grössten Theil unserer Gelder aufgezehrt. Wir haben auch gute Stimmung angetroffen, unsere Schriften wurden gern genommen, wir standen mit einer grossen Anzahl von Leuten auf dem Lande in steter Verbindung — das Ergebniss war ein Zuwachs von 500 Stimmen, von 2300 bis 2800 in diesen fünf Jahren! Wir können damit auch eigentlich zufrieden sein. Aber hätten wir nur einen Theil dieser Arbeit auf die Städte mehr verwandt, wo unser natürlicher Boden ist, wir hätten ganz andere Resultate damit erzielt!

Es liegt nicht an mir, zu entscheiden, welchen Weg wir in Zukunft gehen sollen. Aber das dürfen und müssen wir verlangen, dass Klarheit herrsche über unsere Ziele und unsere Taktik!

Das ist eine Thatsache: Als wir noch unbeirrt bei unseren alten Anschauungen verharren, war Leben in der Masse. Da haben wir auch in den Versammlungen diskutirt, aber nicht von den Sünden des Freisinns, sondern von unseren letzten Zielen! Da war jeder Einzelne erregt, nahm Stellung, und wer sich zu uns rechnete, der fühlte sich als Kulturträger, der vermochte nicht zu schweigen, konnte es nicht ertragen, dass noch ein Unbekehrter in seiner Nähe war. Diese unsere Ziele gaben uns den Schwung, die Begeisterung, die in allen Kreisen Leben erweckte. So wichtig der Arbeiterschutz und die Sozialgesetzgebung ist, über die einzelnen Paragraphen diskutirt die Masse nicht. Und diese erregte, lebendige Grundstimmung in den Arbeiterkreisen, das war der Boden, auf dem wir Fortschritte machten wie sie sein müssen, wenn wir zufrieden sein dürfen. Wir hatten keine so ausgebaute Organisation, keine genügenden Mittel und doch der wirkliche Riesenerfolg von 1890! Jeder stellte sich gern und opferwillig in den Dienst dieser grossen Idee, jeder fühlte sich erhoben durch das Gefühl, dass er für eine grosse Sache arbeitete! Ein bezeichnender Zug: Noch bei der Wahl 1893 hatten wir eine ganze Anzahl von Leuten, die ganze und halbe Tage opferten und höchstens einen Zehrpennig nahmen; das war unser Stolz gegenüber den anderen Parteien. Bei dieser Wahl nahm man gewöhnlich nicht nur gutes Zehrgeld, sondern auch einen Tagelohn!

So lange wir wie jetzt hin- und hertasten, des grossen einheitlichen Zuges entbehren, werden wir nicht wieder den Schwung in die Massen bringen, wie wir ihn früher hatten. Suchen wir nicht mehr es Allen recht zu machen, zuletzt ist Keiner mehr für uns zu haben. Hinweg mit der klug berechnenden, auf das Einzelne gehenden Zweckmässigkeitspolitik, der sogenannten praktischen Agitation! Hinweg mit der ängstlichen Rücksichtnahme auch auf den Handwerker, kleinen Geschäftsmann, den Bauer! Hinweg mit der überfein ausgeklügelten, für alle möglichen Stände besonderen Taktik! Sie bringt Unheil, zersplittert die Kräfte und verwirrt die Reihen. Keine Taktik, die nicht dem Prinzip entspringt, sich nicht mit unseren Grundforderungen deckt!

Was uns bisher so gross gemacht hatte, das war eben die Betonung, vielleicht die einseitige Betonung des Klassenstandpunktes der Industriearbeiter.

Die natürlichen Rekruten der Sozialdemokratie giebt das Industrie-Proletariat. Hier brauchen wir nur den Sozialismus dem Kapitalismus entgegenhalten, das Industrie-Proletariat wird uns verstehen. Für dieses können wir praktische Politik treiben, sie wird sich mit unseren Prinzipien decken. Hier die Gemüther revolutionären, glühende Begeisterung für unsere letzten Ziele in Kopf und Herz der Massen erwecken, sie zusammenschweissen zu einer grossen geschlossenen Partei, das sei die Hauptaufgabe unserer Agitation!

Und wenn die Anschauungen über den Gang der ökonomischen Entwicklung, über die künftige Gestaltung der Gesellschaftsordnung und dementsprechend die bisherige Taktik wirklich „veraltet“ sein sollten, dann setze man neue klare Prinzipien an ihre Stelle, auf Grund deren jede Einzelfrage entschieden werden kann. Aber man wurstele nicht in der jetzigen Weise weiter fort! Man treibe nicht einfach Tagespolitik und lasse die sozialistischen Prinzipien im Glasschrank, um sie zu festlichen Gelegenheiten einmal hervorzuholen! Das ist das dringendste Erforderniss für eine günstige Entwicklung unserer Partei: Volle Klarheit über das, was wir wollen!

Die Sozialdemokratie im Rheinland.

Von

August Erdmann.

(Köln.)

Man spricht vom industriellen Rheinland. Es wäre aber falsch, damit die Vorstellung einer über die ganze Rheinprovinz ausgebreiteten Industriethätigkeit zu verbinden. Das Rheinland ist räumlich in seinem weitaus grössten Theil rein bäuerlicher Natur; von seinen 35 Reichstagswahlkreisen sind 20 durchaus auf die Landwirtschaft angewiesen; mehrere der industriellen Wahlkreise haben zudem ein mehr oder minder bevölkertes bäuerliches Hinterland. Darin unterscheidet sich das industrielle Rheinland vom industriellen Sachsen. Hier haben nur wenige Wahlkreise ein bäuerliches Gepräge, und während in Sachsen von der Bevölkerung 15,1% auf die Landwirtschaft, 58% auf die Industrie und 14% auf Handel und Verkehr kommen, ist der Antheil der Landwirtschaft an der Bevölkerung in Rheinland ein viel grösserer, er beträgt nämlich 24,5%, während auf die Industrie nur 51,5%, und auf den Handel 12,5% kommen.

Die grosse Industrie des Rheinlandes sammelt sich im Regierungsbezirk Düsseldorf: Eibfeld, Barmen, Solingen, Remscheid, Düsseldorf, Essen, Ruhrort, Duisburg, Mülheim a. d. Ruhr, Gladbach, Krefeld —, das sind, um nur die grösseren zu nennen, die Orte, von den Jeder weiss, dass hier die moderne Industrie in ihrer vielerlei Gestaltung und ihrer höchsten Leistungsfähigkeit zu Hause ist. Dieser niederrheinische Industriebezirk umfasst acht Wahlkreise; die übrigen vier Wahlkreise des Regierungsbezirks sind vorwiegend ländlichen Charakters.

Die Stadt Köln im Regierungsbezirk gleichen Namens ist in ihrem den Stadtwahlkreis darstellenden Theil viel weniger Industrie- als Handelsstadt; die industriereichen Vororte bilden mit einem rein bäuerlichen Hinterlande den Landkreis; desgleichen hat die industriereiche Stadt Mülheim a. Rhein ein umfangreiches ländliches Anhängsel. Die weiteren vier Wahlkreise des Regierungsbezirks sind wiederum durchaus bäuerlicher Natur.

Im Regierungsbezirk Aachen sind es nur die beiden Wahlkreise Aachen-Stadt und Eupen-Aachen-Land, wo eine alte und rege Industrie vorhanden ist; die weiteren vier Wahlkreise haben wieder, mit Ausnahme der Stadt Düren, eine vorwiegend bäuerliche Bevölkerung. Ebenso ist der Regierungsbezirk Trier, der sich über die unwirthliche Eifel und die weinreiche Mosel erstreckt, vorwiegend landwirthschaftlich thätig, nur in seinem südlichen Theile, wo König Stumm das Szepter schwingt, herrscht die Grossindustrie vor; der Regierungsbezirk Koblenz gar weist überhaupt weder grössere Orte, noch eine namhafte Industrie auf, seine sechs Wahlkreise sind durchaus von bäuerlicher Bevölkerung bewohnt.

Damit soll nicht gesagt sein, dass diejenigen Gegenden, die wir als ländlich und bäuerlich bezeichnet haben, nicht hier und da industrielle Unternehmungen aufweisen: so z. B. Braunkohlenbergwerke, Steinbrüche, Cigarrenfabriken u. s. w. Aber derartige Industrien sind nie so ausgedehnt, dass sie der Gegend oder der Bevölkerung ihren bäuerlichen Charakter nehmen. Im Ganzen trifft es zu, dass sich die Industrie des Rheinlandes in wenige dichtbevölkerte Brennpunkte sammelt, während der räumlich grössere Theil in weiten zusammenhängenden Bezirken der Landwirthschaft obliegt.

Nach dieser Darlegung wird man sich schon ein ungefähres Bild von der Vertheilung der Sozialdemokratie im Rheinland machen können. Die rein ländlichen Bezirke sind uns bis heute in ihrer Mehrzahl noch fast vollständig verschlossen; in einigen haben wir anerkennenswerthe Ansätze gemacht, die aber gegenüber der festgeschlossenen Wählermasse des Gegners verschwinden. Die bäuerliche Bevölkerung des Rheinlandes ist verhältnissmässig wohlhabend, auch bringt der in steter Bewegung befindliche Fremdenstrom mannigfache Gelegenheit zu Verdienst und Beschäftigung. Soweit die Bauern „nothleidend“ sind, schlagen sie sich zum Bauernverein, der das Jammern, Fördern und Drohen so gut wie der junkerlichste Ostalbier versteht; und für die grosse Masse der Landbewohner und Kleinstädter sorgt der Herr Pastor, der sich nicht nur der bedrängten Seelen annimmt, sondern auch für die Nöthe des Leibes ein Mittel weiss: das Centrum. Diese vom Staat besoldeten Agitatoren verrichten das politische Tagewerk im Dienste des Centrums mit einem Eifer, der selbst im Dreschflegel ein gottgeweihtes Werkzeug zur Bekämpfung des Umsturzes erblickt.

Der Agitation unter der katholischen Landbevölkerung stehen Schwierigkeiten im Wege, die vor der Hand nicht zu überwinden sind; sie scheint uns aber auch so lange nicht zu den dringlichen Aufgaben zu gehören, als die Agitation unter der katholischen Industriebevölkerung uns noch sehr viel zu thun übrig lässt.

Gegenwärtig befindet sich nur ein rheinischer Wahlkreis in den Händen der Sozialdemokratie, nämlich Elberfeld-Barmen. Wir können auch Solingen als uns gehörig betrachten, da es uns nicht vom Gegner im Kampf genommen, sondern nur an ihn verrathen worden ist. Lennep-Mettmann-Remscheid, das wir auf kurze Zeit besessen haben, ist für uns reif und wird uns sicher das nächste Mal zufallen. Diese drei bergischen Kreise nehmen eine Sonderstellung gegenüber den anderen rheinischen ein: ihre Bevölkerung ist vorwiegend protestantisch, und sie ist seit Lassalle für den Sozialismus erzogen worden.

Der Liberalismus hat im Rheinland ausgewirkt. In den drei bergischen Kreisen tritt er als Mischmasch unbestimmter Couleur auf; von ihnen gehört

Solingen dem Herrn Sabin, von dem man noch nicht weiss, ob er freisinnig oder nationalliberal ist, und Lennep-Mettmann-Remscheid den Freisinnigen (Fischbeck). Die Nationalliberalen, die sich meist in den agrarischen Mantel hüllen oder stark den Freikonservativen nähern, haben in der Stichwahl mit dem Centrum Duisburg-Ruhrort, Weizlar-Altenkirchen, Kreuznach-Simmern und Ottweiler-St. Wendel errungen; in Saarbrücken hat Herr von Stumm in der Stichwahl über den Zentrums-kandidaten gesiegt. In Essen kommt Herr Krupp dem Centrum ziemlich nahe, ausserdem haben in Neuwied und Möes-Rees die Nationalliberalen ansehnliche Minoritäten erlangt. In allen andern Wahlkreisen herrscht das Centrum entweder noch unbestritten oder muss sich von den Sozialdemokraten den Rang streitig machen lassen.

Ueber den Stand der Sozialdemokratie in den übrigen Wahlkreisen und ihre Zunahme seit 1887 mag folgende Zusammenstellung Aufschluss geben:

Es fielen sozialdemokratische Stimmen in

	Köln Stadt u. Land*)	Düsseldorf	Duisburg- Ruhrort	Krefeld	Mülheim-Gummersbach Wipperfürth	München- Gladbach
1887	7864	2933	1090	1917	1666	428
1890	11 671	7573	2953	3030	3360	1604
1893	13 581	9367	6121	3730	3826	2062
1898	16 052	10 360	8727	5144	4341	2069

Wie man sieht, hat in diesen Kreisen ein wenn auch nicht sehr schnelles, so doch stetiges und daher weiteres Fortschreiten verbürgendes Wachstum der sozialdemokratischen Stimmen stattgefunden. Dieses Wachstum ist um so ermuthigender, als das Centrum in diesen Kreisen seit Jahrzehnten stehen geblieben oder nur unwesentlich gewachsen ist. Allerdings ist es uns noch bedeutend voraus; es hatte bei der letzten Wahl in Köln-Land und Köln-Stadt 27 000, Düsseldorf 16 029, Duisburg-Ruhrort 23 491, Krefeld 11 552, Mülheim-Gummersbach 13 260 und M.-Gladbach 16 182 Stimmen.

Nun giebt es einige rheinische Kreise städtischen Charakters, in denen die Sozialdemokratie bei der letzten Wahl einen Rückgang erlitten hat. So erhielt unsere Partei in

	Essen	Aachen-Stadt	Aachen-Eupen
1887	486	905	161
1890	3342	1744	1027
1893	5868	3029	2365
1898	4429	2536	1335

Bis 1893 sind auch diese Kreise stetig gestiegen; wenn sie bei der letzten Wahl entgegen aller sonstigen Wahrnehmung zurückgingen, dann hat das sicher nur an zufälligen Umständen gelegen. Die in Essen lediglich als Demonstration ausersehene Kandidatur unseres Freundes Schröder war, das stand bei kühler Denkenden von vornherein fest, verfehlt; und in Aachen, auch darüber sind sich die Wissenden klar, ist in den letzten Jahren in der Agitation zu viel verfahren und versäumt worden, als dass sich das nicht hätte bei der Wahl bemerkbar machen sollen. Bei vernünftiger und nachhaltiger Bearbeitung sind gerade die beiden Aachener Kreise für uns äusserst empfängliche und dankbare Gebiete.

Es bleiben von den industriellen Kreisen noch diejenigen im südlichen Regierungsbezirk Trier, wo der Herr von Stumm herrscht. Dass unter den

*) Diese beiden Wahlkreise können deshalb nicht gesondert behandelt werden, weil 1890 und 1893 die zur Stadt eingemeindeten, aber zum Wahlkreise Köln gehörenden Vororte mit Köln-Stadt wählten.

Augen des Patriarchen vom Halberg die Sozialdemokratie nicht gedeiht, das wird bei den Mitteln, die gegen sie angewendet werden, wohl keiner als Beweis der Lebensunfähigkeit der Sozialdemokratie ansehen. Die Ohnmacht der Sozialdemokratie im Königreich Stumm kann ebensowenig wie die auf zufälligen Momenten beruhende Abnahme unserer Stimmen in einigen wenigen Wahlkreisen die Thatsache umstürzen, dass die Sozialdemokratie in den Städten des Rheinlandes in stetem Vordringen begriffen ist. Die Arbeiterschaft gelangt in den rheinischen Industriebezirken immer mehr zur Erkenntniss ihrer Lage und ihrer Interessen. Seinen Hauptanhang findet das Zentrum in den Städten nicht mehr bei den Arbeitern, es sind die kleinbürgerlichen Kreise, die seine Wählermassen stellen. Das haben wir in Köln gesehen, wo unser Kandidat in den Arbeitervierteln die Mehrheit über den Zentrumsman erhielt und in den gemischten Bezirken ihm sehr nahekückte.

Nehmen wir ausserhalb Kölns einige Industriebezirke. Es hatten bei der Wahl am 16. Juni in

	Kalk	Ehrenfeld	Mülheim a. Rh.
Sozialdemokratie	1049	1745	2367
Zentrum	915	1809	2592

Was beweist das anders, als dass in diesen Orten die Arbeiterbevölkerung zum grössten Theil sozialdemokratisch ist. Der Christliche Arbeiterfreund, das Organ der christlichen Arbeitervereine der Erzdiöcese Köln, beurtheilt die Sachlage ganz richtig, wenn er über Ehrenfeld schreibt: „Sehr wenig erfreulich ist das Wahlresultat in unserem industriereichen Vororte. Der Sozialdemokrat blieb nur 64 Stimmen hinter dem Zentrum zurück. Wenn man berücksichtigt, dass der Bürgerstand: Geschäftsleute, Handwerker, Beamte, in seiner grossen Mehrheit für den Zentrums kandidaten eingetreten ist, so ergibt sich daraus ganz klar, dass kaum ein paar Hundert Industriearbeiter den Zentrums kandidaten gewählt haben. Dies Resultat ist umso unerfreulicher, als neun Zehntel unserer Arbeiterschaft der katholischen Konfession angehören.“

Und die Rheinische Volksstimme, das Organ des Bauernvereins, trifft nicht minder das Richtige, wenn sie schreibt: „So stolz wir Katholiken auf unsere städtischen Wahlsiege sein dürfen, so wird es uns bei unseren konfessionellen und sozialen Verhältnissen doch nie gelingen, die Mehrheit der grossstädtischen Wähler der sozialistischen Verführung zu entreissen.“

Ist es, wie aus den gegebenen Darlegungen hervorgeht, leeres Geschwätz, wenn ultramontane Blätter die Unwiderstehlichkeit des Zentrumthurmes rühmen, wenn sie ihre Partei als diejenige preisen, der die Sozialdemokratie nichts anhaben könnte, so ist andererseits nicht zu verkennen, dass in katholischen Gegenden unsere Partei weniger rasch voranschreitet, als anderwärts. Das hat seine Gründe, die zu erkennen nicht allzu schwer fällt.

Das Zentrum hat nie nöthig gehabt, sich erst seine Organisation, die schwierigste Arbeit der Agitation, zu gründen. Es findet sie vor in den mancherlei jedes Alter, jedes Geschlecht und jeden Stand umfassenden Vereinigungen, die von der Kirche gegründet werden oder doch mit ihr in engstem Zusammenhange stehen. Das Zentrum hat auch nicht nöthig, sich Agitatoren zu erziehen; es hat sie in den Geistlichen, die vom Staat bezahlt, mit genügend Musse und vor allen Dingen mit einem ungeheuren Einfluss auf die Gemüther, sich willig der Partei zur Verfügung stellen, die ihrerseits sich die Wahrung der Interessen der

Kirche und ihrer Diener angelegen sein lässt. In den von Geistlichen geleiteten Vereinen hat das Zentrum einen Agitationsapparat, wie er vollkommener nicht gedacht werden kann. Die Einbildung, die heiligsten Güter der Menschheit gegen den Umsturz vertheidigen, gleichsam die Sache Gottes führen zu müssen, lässt die agitirenden Zentrumspastoren so leicht vor keinem Mittel zurückschrecken, wenn es dem „guten“ Zwecke dienlich erscheint. Von dem Kampf mit den „geistigen“ Waffen, wie ihn hier zu Lande die geistlichen Herren üben, von der Schreckensherrschaft, unter deren Bann sie die Gläubigen halten, ist ein kleiner Theil, sicherlich nur ein ganz winziger, in die Oeffentlichkeit gedrungen; er genügt aber, um dem gegenüber Wahlgepflogenheiten, wie sie im Königreich Stumm oder unter der Herrschaft eines ostelbischen Granden üblich sind, noch lange nicht als das Schlimmste erscheinen zu lassen.

Es versteht sich, dass die Partei, die angeblich für Wahrheit, Recht und Freiheit sicht, den Sozialdemokraten gegenüber dies so bethätigt, dass sie in ihren Versammlungen zwar die Sozialdemokraten angreifen und beschimpfen lässt, aber den Angegriffenen nicht das Wort zur Abwehr gestattet. In Köln war während des Wahlkampfes der Eintritt in Zentrumsversammlungen nur gegen Legitimation, d. h. gegen Nachweis der Zugehörigkeit zu einem katholischen Verein, gestattet. Es versteht sich weiter, dass die wackeren Zentrums männer dafür sorgen, dass uns weit und breit kein Versammlungslokal zur Verfügung steht, wie wir denn in Köln seit sechs Jahren auf die Abhaltung grösserer Versammlungen verzichten müssen.

Andererseits versteht es das Zentrum meisterlich, der jeweiligen Situation gerecht zu werden. und blöden Augen sich als den allzeit warmen Freund des Volkes und der Arbeiter darzustellen. Wenn es nicht anders geht, organisirt es die christlichen Arbeiter auch in Gewerkschaften, gestattet, dass sie mit den „sozialdemokratischen“ Organisationen bei Lohnbewegungen zusammengehen, ja es riskirt sogar ein Ausständchen auf eigene Faust. In der ultramontanen Presse wird hier und da gegen den Liberalismus und Kapitalismus gewettert, man erkennt an, dass der Sozialismus manches Berechtigte habe, aber — — die Religion u. s. w. u. s. w. Dass diese Praxis auf die Massen nicht derart aufklärend und abschreckend wirkt, wie das Hervorkehren des brutalen Unternehmerstandpunktes, das die Liberalen pflegen, das ist klar, und hierin liegt ein weiterer Grund, der unsere Agitation unter der katholischen Arbeiterbevölkerung erschwert.

Aber die Stärke des Zentrums ist auch seine Schwäche. So gross ist die Achtung vor dem geistlichen Kleide nicht mehr, dass alles Schübiges als gut gilt, weil es ein Geistlicher thut. Die rücksichts-, ja gewissenlose Agitation vieler Geistlichen mag tausend verführen, auf hundert bisherige Anhänger aber wirkt sie abstossend; die wählen zunächst mal nicht mehr, und dann kommen sie zu uns. Und was die Organisationsbestrebungen des Zentrums betrifft, wie sie auf gewerkschaftlichem Gebiete gegenwärtig im Rheinlande betrieben werden, so geschehen sie ja, um die Arbeiter von den Sozialdemokraten zurückzuhalten, aber sie haben auch das Gute, dass sie die katholischen Arbeiter auf ihre wirtschaftlichen Interessen hinweisen, sie bringen die Arbeiter nothgedrungen auch mit den Sozialdemokraten in Berührung. Und wenn erst diese Scheu überwunden ist, wenn erst die katholischen Arbeiter vergleichen lernen zwischen ihren bisherigen Sachwaltern und der Sozialdemokratie, der wirklichen Arbeiterpartei, dann wird die Abschwenkung zu uns herüber sehr bald erfolgen.

Unsere rührigsten und fähigsten Genossen in Köln, und in andern katholischen Städten wird es ebenso sein, waren Mitglieder des katholischen Gesellenvereins oder eines anderen Arbeitervereins. Und wenn wir daran denken, dass auch Bebel in den katholischen Gesellenvereinen als junger Mann „geistige und gesellige Anregung“ gefunden hat, dann können wir unseren Vorarbeitern geistlichen und weltlichen Standes die Genugthuung gönnen, die sie in dem Glauben finden, das Kräutlein gegen den Sozialismus entdeckt zu haben.

Es geht langsam mit der Sozialdemokratie im katholischen Rheinland, aber es geht voran. Und da der Mensch einen Trost haben muss, so trösten wir uns mit dem Spruch: Chi va piano, va sano.

Die Sozialdemokratie in Oberschlesien.

Eine Erwiderung.

Von

Wilhelm Liebknecht.

(Charlottenburg.)

In der Julinummer der Sozialistischen Monatshefte schreibt Genosse August Winter in einem Artikel über die Sozialdemokratie in Oberschlesien:

„Die polnische sozialistische Partei betonte bis zuletzt (noch auf dem Hamburger Parteitag, cfr. Antrag Berfus), dass Oberschlesien anders zu behandeln sei als andere Gegenden. Nur polnische Agitatoren und Reichstagskandidaten könnten dort etwas ausrichten; auch sei es nöthig, der sozialdemokratischen Agitation einige national polnische Reizmittel beizumischen, da sonst die Erfolge noch geringfügiger als bisher ausfallen dürften. Bekanntlich war Liebknecht einer der eifrigsten Fürsprecher für den Antrag Berfus und das, was hinter ihm steckt.“

Allerdings betonten die polnischen Sozialisten, dass Oberschlesien anders zu behandeln sei als andere Gegenden. Und das betonen sie auch heute noch, soviel ich weiss, denn Kreise mit überwiegend polnischer Bevölkerung müssen natürlich anders behandelt werden, als solche mit bloss deutscher Bevölkerung. Und allerdings habe ich den Antrag Berfus seinem Inhalte nach (und wohl auch sammt Allem, „was hinter ihm steckt“) befürwortet, und zwar deshalb, weil es nothwendig geworden war, den nationalkulturräumpferischen Bestrebungen einiger in Oberschlesien lebender Genossen entgegenzutreten. Der Antrag Berfus besagte, dass in den vorwiegend polnischen Kreisen nur polnisch redende (nicht polnische, wie August Winter schreibt), das heisst der polnischen Sprache mächtige Reichstagskandidaten zu verwenden seien — ein Antrag, so selbstverständlich, dass ich wegen seiner Selbstverständlichkeit zur Zurückziehung rieth.

Es gelang dann auch zwischen den deutschen und polnischen Genossen in Oberschlesien ein besseres Verhältniss herbeizuführen. Dass die Polen das gleiche Recht auf ihre Sprache haben, wie wir Deutsche auf die unserige, das bedarf für einen Sozialisten keiner Begründung, obgleich manche Sozialisten es nicht begriffen zu haben scheinen. Den polnischen Genossen, weil sie sich der Germanisirung oder richtiger Verpreussung widersetzen, national polnische Tendenzen unterschieben, ist durchaus ungerecht: der Sozialismus unserer polnischen Genossen steht sicher nicht zurück hinter dem Sozialismus des Genossen August Winter. Und ohne die polnischen Sozialisten würden die Erfolge der letzten Reichstagswahl in Oberschlesien nicht möglich gewesen sein. Diese Erfolge sind übrigens nicht einer neu entdeckten Taktik zu verdanken, sondern der fortschreitenden ökonomischen Entwicklung, welche polnische und deutsche Proletarier zum Sozialismus drängt. Wenn jetzt das Steigen der sozialistischen Stimmen in Oberschlesien von 4969 auf 25 789 als ein grosser Triumph hingestellt wird, so habe ich dagegen nichts einzuwenden

bitte jedoch zu bedenken, dass die Agitation in Oberschlesien nicht mit der Wahl von 1893 beginnt. Ich erlaube mir auf folgende Ziffern zu verweisen:

Bei der Wahl von 1884 hatten wir in Oberschlesien 27 Stimmen; 1887 294; 1890 3976. Zwischen 1887 und 1890 haben wir ein Wachsthum um das Dreizehnfache, während das Wachsthum zwischen 1893 und 1898 nur das Fünffache beträgt. Dass das Wachsthum zwischen 1890 und 1893 nur ein geringes war, hat eben in „nationalen“ und sonstigen Zänkereien seinen Grund, die später nachgelassen haben. Ich hoffe, von deutsch nationalem Sozialismus und deutsch nationalen „Reizmitteln“ werden wir künftig ebenso wenig zu hören bekommen, wie von polnisch nationalem Sozialismus und polnisch nationalen „Reizmitteln“. Es giebt nur einen Sozialismus, dieser erkennt aber die Gleichberechtigung aller Menschen „ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung“ an.

Im Uebrigen verweise ich auf das, was ich in Hamburg gesagt habe.

Betrachtungen über die materialistische Geschichtsauffassung.

Von

George Sorel.

(Boulogne s. S.)

[Fortsetzung]

III.

Wir sind also zu dem Resultate gelangt, dass die Marx'schen Lehrsätze nicht in der Ausdehnung und Allgemeinheit gelten, die ihnen zugeschrieben worden ist; dass das Kapital keine neue Encyclopädie ist, die die Hegelsche Philosophie ablöst, und dass wir von alledem abzusehen haben, was Marx nicht genau kennen konnte. Von diesem Standpunkt aus lässt sich feststellen, dass die Untersuchungen Marx' zwei Gruppen betreffen: erstens die Produktivkräfte, durch die das Menschengeschlecht sich der materiellen Welt bemächtigt, zweitens die sozialen Beziehungen, die unter den Menschen durch die Vermittelung der Produktions- und Lebensmittel entstehen.

Das Marx'sche Lebenswerk muss in zwei unterschiedliche Epochen getheilt werden. Die erste wird vor Allem durch das Kommunistische Manifest charakterisirt. Der Verfasser beschäftigt sich hauptsächlich mit den Produktivkräften und ihren Beziehungen zu den höchsten Erscheinungen des sozialen Lebens, ohne übrigens den Gegenstand vollständig zu erschöpfen. So kann er ganz kondensirt die Geschichte symbolisch betrachten und die Revolution als ein ebenso nothwendiges Ereigniss darstellen wie die Bewegungen der Planeten. Er kann lyrische Sätze niederschreiben, die im Hinblick auf die revolutionäre Aktion vorzüglich sind. Um den Werth dieser summarischen Darlegung richtig zu würdigen, muss man sich mit den Geistesgewohnheiten der damaligen Philosophie vertraut machen.

Ander behauptet, dass diese symbolischen Formeln in wörtlichem und wissenschaftlichen Sinne aufgefasst werden müssen. Er sagt, dass nach Marx die Revolution aus Gleichgewichtsstörungen herrührt, dass der juristische Ueberbau zusammenbricht, wenn die ökonomische Basis fortfällt, und dass Labriola den Bahnen seines Meisters untreu wird, wenn er die soziale Revolution aus der revolutionären Gesinnung des Proletariats entstehen lässt. Obwohl Marx im Elend der Philosophie Regeln für die Geschichtserklärung aufgestellt hat, die mit der Anderschen Theorie nicht übereinstimmen, obwohl er immer die Rolle der menschlichen Empfindungen hervorgehoben hat, muss ich bemerken, dass die Marxisten sehr häufig die wirkliche Geschichte durch ein Drama ersetzt haben, in dem symbolische Figuren einherschreiten, die ökonomische Abstraktionen darstellen.

Wenn man den Marx'schen Gedankenkreis richtig auffassen will, muss man sich an das Kapital halten, und auch in diesem Buche muss man die letzten Kapitel ausser

Betracht lassen, die in der französischen Uebersetzung den 8. Abschnitt bilden²¹⁾, vor Allem aber das vorletzte Kapitel, in dem sich die symbolischen Formeln, die mechanische Ableitung und, was besonders zu beachten ist, der Ausdruck Produktivkräfte finden.

In den anderen Abschnitten beschäftigt sich Marx mit den Beziehungen, die unter den Menschen vor der kapitalistischen Epoche bestanden haben. Die Produktivkräfte bilden nicht mehr den hauptsächlichlichen Gegenstand der Untersuchung, sie werden nur als Bedingung der Produktivität der Arbeit in Betracht gezogen und nicht mehr als Ursachen, als symbolische Wesen behandelt, die bald durch ihr Erscheinen, bald durch ihr Verschwinden die Geschichte bestimmen. Im Manifest hatte Marx eine vollständige Nomenclatur der Produktivkräfte ihrer Natur nach aufgestellt: 1. Arbeitsmittel, die wieder in mechanische, chemische, kommunikative zerfallen (Maschinen, Anwendung der Chemie auf die Industrie und Landwirthschaft, Dampfschiffahrt, Eisenbahn, Telegraph); 2. der Boden und seine Veränderungen (Drainage, Kanalbauten); 3. die Bevölkerung. Im Kapital beschäftigt sich Marx mit der Bevölkerung nur vom Gesichtspunkt des Arbeitsmarktes aus, und die objektiven Arbeitsbedingungen studirt er nur vom Gesichtspunkt der kapitalistischen Aneignung. Die Unterscheidung zwischen den Existenzmitteln und den Arbeitsmitteln, die in der vorhergehenden Untersuchung noch garnicht erschien, wird ausserordentlich wichtig und fällt zusammen mit der Untersuchung zwischen variablem und konstantem Kapital. Es handelt sich nicht mehr darum, die Produktivkräfte physisch einzuordnen. Aus der Sphäre der Mechanik tritt man in die Sphäre der historischen Produktion, und dabei müssen die Elemente der ersten in den Cadres, die durch die zweite gebildet werden, in Wirksamkeit gesetzt werden. Der Unterschied ist so bedeutend, dass man zuweilen glauben kann, Marx habe seine alte Ansicht über die Produktivkräfte aufgegeben, denn sie kommt in seinem Hauptwerk nicht mehr in Frage.

Zwischen dem System der Produktivkräfte und dem System der sozialen Beziehungen existiren enge Relationen, die ziemlich genau an die Anpassungs-Beziehungen erinnern, die zwischen den Sitten eines Volkes und den natürlichen Bedingungen seiner Existenz bestehen; doch darf man hierbei nicht ausser Acht lassen, dass, vom Boden abgesehen, die Produktivkräfte Produkte der menschlichen Thätigkeit sind. Aus diesem Gesichtspunkt heraus kann man mit Engels sagen, dass das ökonomische Moment auf die Dauer schliesslich die Oberhand behält, und aus demselben Gesichtspunkt heraus kann man weiter von einer beständigen Rebellion der Produktivkräfte gegen die juristischen und politischen Beziehungen der Produktion reden; allein das giebt uns Alles nur ein neues Symbol, aber keine Erklärung, nicht einmal einen Fingerzeig²²⁾.

Um der Theorie des historischen Materialismus eine vollkommen genügende Gestalt zu geben, müsste man im Stande sein, sich von den Beziehungen, die zwischen den Produktionsbedingungen und dem sozialen Ueberbau bestehen, eine klare Vorstellung zu machen. Diese Aufgabe hat Loria zu lösen versucht, freilich nach dem Urtheil der kompetentesten Wissenschaftler durchaus ungenügend; es würde dem Geist der marxistischen Doktrin widersprechen, wollte man Gesetze oder Prinzipien aufstellen, die ganz allgemein die Geschichte durch die Produktivkräfte bestimmen liessen. Was würden auch diese Gesetze und diese Prinzipien leisten, da der Ursprung der Produktivkräfte doch in Dunkel gehüllt bliebe? Wenn man aber auch nicht im Stande ist, die Gesetze der geschichtlichen Formation zu

²¹⁾ In der 4. deutschen Ausgabe giebt es nur 7 Abschnitte. Der 8. Abschnitt der französischen Ausgabe beginnt mit dem Kapitel: Das Geheimniss der sog. ursprünglichen Akkumulation.

²²⁾ Uebrigens giebt auch der Begriff der Anpassung nur einen Fingerzeig in Form eines Symbols; das geht aus den Werken der Evolutionisten ohne weiteres hervor.

formuliren, kann man sich doch eine gewisse Vorstellung bilden über die Entwicklung der sozialen Beziehungen und über das Werden der in den Gesellschaften herrschenden Ideen. Ueber das Letztere hat Marx so gut wie nichts gesagt; ich werde am Schluss des Artikels einige Hinweise für diese Frage zu geben suchen. Ueber den ersten Gegenstand finden sich im Kapital einige brauchbare Fingerzeige, die ich hier zusammenfassen will.

Drei Gruppen von Relationen müssen ins Auge gefasst werden, wenn man verstehen will, wie der Mensch sich an die kapitalistische Oekonomie angepasst hat.

Die erste Gruppe ist rein mechanischer Art; sie umfasst die erworbenen Gewohnheiten, die beinahe automatisch oder doch wenigstens ohne greifbare Wirksamkeit eines auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Willens wirken.

Die zweite Gruppe umfasst die Sphäre des zielbewussten Wollens, wobei sich der Einzelne in Bedingungen zu setzen sucht, die ihm mit Recht oder Unrecht als die besten erscheinen.

Die dritte Gruppe umfasst die Sphäre der einzelnen Gewalt-Tendenzen, die dem Kampf ums Dasein in der Natur entsprechen und in der Verdrängung des Schwachen durch die Wirkung der ökonomischen Machtmittel zum Ausdruck kommen. Doch kommt hierbei auch die konzentrierte Gewalt in Betracht, die Staatsgewalt, die gewöhnlich nur eingreift, um die Wirksamkeit jener verstreuten Gewalt-Tendenzen zu beschleunigen. Ausser Acht gelassen werden darf auch nicht die unmittelbare Gewalt, die Gewaltthat im engen Sinne des Wortes, die aber nur einen Zufall darstellt und daher nur der Einzelbeschreibung unterliegt. Sie ist gerade das Hauptobjekt der vulgären Geschichtsschreibung.

Ander behauptet, dass, wenn Marx die genügende Musse gehabt hätte, sein Werk ganz aus einem Guss herzustellen, er die Theile ausgemerzt haben würde, in denen von der unmittelbaren Gewalt, von einer ausserhalb der Oekonomie wirkenden Gewalt die Rede ist. Ich kann seine Meinung nicht theilen, so hoch ich auch über das Wissen dieses Gelehrten denke²³⁾.

IV.

Marx hat fast ausschliesslich ein System im Auge gehabt, das durch die Oekonomie, das Recht und die Politik gebildet wird. Auf dieses System muss man stets zurückgreifen, wenn man den Werth des historischen Materialismus erörtern will. Es ist keine leichte Aufgabe, Marx' Doktrin zu begreifen. Häufig wird so verfahren, als gebe es drei getrennte soziologische Gebiete, und als ob der ökonomische Faktor, sich selbst erzeugend, dann weiter die juristischen und politischen Faktoren erzeuge.

Ander wendet gegen diese Anschauung Folgendes ein: Der technische Fortschritt ist, statt die Grundlage des juristischen Ueberbaues abzugeben, mit ihm emporgewachsen. Der Klassenunterschied scheint von Anfang an ein politisches Moment zu sein. Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen lässt keine andere Erklärung zu als die der Gewalt, und gerade Dühring, der scharfsinnige und eben deshalb von Engels heftig bekämpfte Gegner, hatte gegen Marx Recht²⁴⁾. Marx war sich übrigens jenes Zusammenhanges sehr wohl bewusst; hat er doch im Elend der Philosophie geschrieben: Mit dem

²³⁾ Auch bei diesen Punkte der Doktrin muss man zwischen Marx und Engels unterscheiden. Engels ist in seinem Anti-Dühring viel mehr darauf ausgegangen, seinen Gegner zu bekämpfen, als wirklich eine wohlbegründete Theorie aufzustellen. „Seine Polemik wird ihren Werth behalten, soweit sie sich gegen die Behauptung Dührings kehrt, dass das politische Leben das Fundament der Geschichte ist, aber sie hat nicht die allgemeine Bedeutung, die sie zu haben glaubt.“ (B. Croce, *Devenir social*, Feb. 1898, pag. 121.)

²⁴⁾ *Revue de métaphysique*, Sept. 1897, pag. 653.

Beginn der Zivilisation beginnt die Produktion sich auf dem Antagonismus zwischen den Kasten, Ständen und Klassen zu begründen. Und verbreitet er sich im Kapital nicht über die Gewalt als Ursache der ursprünglichen Akkumulation?

Seignobos hebt hervor, dass die Geschichte keinen Grund für die Annahme bietet, die sozialen Phänomene seien der Oekonomie mehr subordinirt als koordinirt²⁵⁾.

Nach meiner Meinung handelt es sich um ganz etwas Anderes. Die Oekonomie, das Recht und die Politik sind nur Erzeugnisse unseres Verstandes, sie sind von einander unterschieden, weil wir drei Arten haben, dieselben menschlichen Handlungen zu betrachten, weil wir drei Systeme anwenden, um die sozialen Beziehungen zu studieren. Es ist also nur eine rhetorische Figur, wenn man sagt, diese oder jene Thatsache sei ökonomischer, juristischer oder politischer Natur; an sich ist sie eben nur eine Thatsache.

Die übergrosse Mehrzahl der Dinge, die man in der Geschichte zu studieren hat, kann auf jedes dieser Systeme bezogen werden, ja noch mehr, man kann sagen, dass diese drei Systeme einen gemeinschaftlichen Kern umhüllen: die Produktion des materiellen Lebens. In seinem Elend der Philosophie hatte Marx folgendermaassen das Prinzip der historischen Forschung festgelegt: Wenn man fragt, warum dieses Prinzip sich gerade im XI. Jahrhundert und nicht in einem anderen offenbart hat, so ist man nothwendigerweise gezwungen, im Einzelnen zu untersuchen, wie die Menschen des XI. Jahrhunderts beschaffen waren, welches ihre Bedürfnisse, ihre Produktivkräfte, ihre Produktionsweise war, wie die Rohstoffe ihrer Produktion beschaffen waren, welches endlich die Beziehungen von Mensch zu Mensch waren, die aus allen diesen Existenzbedingungen hervorgingen. Man kann diese Regel noch konzentrirter fassen. Zu untersuchen ist: Wie sind die Bedürfnisse und wie die Produktionsweise beschaffen, nach der sie befriedigt werden, und welches sind die Beziehungen zwischen beiden? Und hierzu kommt denn noch die Frage: Wie waren die Menschen einer bestimmten Zeit beschaffen? Oder, um die Fragestellung zusammenzufassen, es handelt sich darum: Wie war die Produktion des materiellen Lebens, und wie waren die Menschen? Diese Formulierung kann mit der schon erwähnten Stelle aus dem Kapital in Zusammenhang gebracht werden. Die Produktion des materiellen Lebens ist die Basis der sozialen Beziehungen und der wirklichen Geschichte.

Stellt man so das Problem, dann ist es nicht mehr ökonomischer, noch juristischer, noch politischer Natur, aber es kann zu Entwicklungen Anlass geben, die jedem der drei Systeme angehören. Wenn man sich auf das erste System beschränkt, so kann man die empirischen Gesetze der Produktionsweise aufstellen, und man erhält das, was Marx als den Unterbau des sozialen Wissens betrachtet.

Wenn die ökonomischen, juristischen und politischen Systeme genau dieselbe Ausdehnung hätten, so könnte man die Hoffnung hegen, eine streng monistische Erklärung der Geschichte zu liefern. Sehr viele Schriftsteller behaupten, dass der Monismus und daher auch der Determinismus das Wichtigste aus der Marxschen Lehre sei, doch liesse sich eine solche Behauptung nicht leicht beweisen. Einestheils bewirkt die unmittelbare Gewalt, andererseits das Bestreben der Juristen, dem Recht Cohärenz zu geben und ihm scheinbare Unabhängigkeit zu sichern, dass die ökonomische Wissenschaft in ihren Betrachtungskreis nicht alle Thatsachen der Produktion einzuordnen vermag. Das ökonomische System hat weit grösseren Umfang als die beiden anderen. Eine Menge menschlicher Handlungen scheint den Regeln des Rechts vollkommen entzogen zu sein, und der Einfluss der Politik auf sie erscheint als Anomalie. Hieraus erklärt sich, weshalb man so häufig sagt, dass der moderne Industrialismus anarchisch sei. Von Zeit zu Zeit ruft diese

²⁵⁾ Revue critique, 31. Januar 1898, pag 91.

Thatsache den Widerspruch der Juristen hervor, die nicht die Existenz von menschlichen Handlungen begreifen können, die ihren Regeln entgehen. Die Geschichte lehrt uns, dass es bei den Wilden einen präjuristischen Zustand giebt, während dessen sich Gewohnheiten herausbilden, die dann später zu regulären Gesetzen werden²⁶⁾. Statt diese Thatsache zu beachten, haben die Schriftsteller häufig den juristischen Begriff des kollektiven Eigenthums Völkern zugeschrieben, die noch nicht vorgeschritten genug waren, um den Begriff des Eigenthums überhaupt klar entwickelt zu haben.

Die Oekonomie unterscheidet sich vom Recht und von der Politik bedeutend; sie gleicht einem physikalischen System, und lange Zeit haben die Nationalökonomien geglaubt, dass sie ebenso konstante und ebenso absolute Gesetze dort entdecken müssten, wie sie in der Mechanik etwa vorhanden sind, und dass ihre Wissenschaft die einzige unter den sozialen Wissenschaften ist, die auf eine solche Ehre Anspruch erheben könnte. Sie behaupteten mit Recht, dass die Utopisten das Studium dieser so absoluten Wissenschaft vernachlässigten und sich dafür auf den Boden des Naturrechts stellten und über die ideale Politik redeten. Marx hat genau so verfahren wie die klassische Oekonomie, als er sein Kapital schrieb, er hat die veränderlichen historischen Bedingungen der kapitalistischen Aera als unwandelbar und naturgesetzlich behandelt²⁷⁾.

Wenn man von der Oekonomie zum Recht und der Politik übergeht, fühlt sich der Geist von dem Joch der zwingenden Bedingungen befreit. Er verwirklicht seine Freiheit in einem gewissen Maasse: das Recht und die Politik lassen sich eben unmöglich auf rein ökonomische Gesetze zurückführen. Wenn wir irgend etwas schaffen, dann betrachten wir als Materie, als Unterbau Alles, was sich unserm Willen mehr oder weniger vollständig entzieht. Wir können also sagen, dass die Ordnung, in der sich die Freiheit verwirklicht, auch die Ordnung ist, die durch die Philosophie der menschlichen Handlungen gegeben ist, und dass also die Oekonomie sehr wohl der Unterbau der sozialen Wissenschaft ist²⁸⁾.

V.

Labriola sagt, dass der historische Materialismus alle Handlungen theoretisch erklärt. Die Fragmente von Marx über Feuerbach lehren uns, dass für Marx die Wissenschaft nur der systematische Ausdruck der Ideen ist, die wir uns von unserer Macht über die Dinge machen. Es ist also klar, dass in den Beziehungen der Erkenntnisse unter einander die Abhängigkeitsbeziehungen, die in den menschlichen Handlungen hervortreten, wiedergefunden werden müssten. Betrachten wir nun im Folgenden, wie die Nationalökonomien der verschiedenen Schulen in ihrer Art die Beziehungen zum Ausdruck gebracht haben, die der historische Materialismus klarlegt.

Die Einen haben gesagt, dass der Wille und die Macht des Staates unfähig ist, die Wirkung der ökonomischen Kräfte zu hemmen oder zu leiten; die Anderen wieder haben

²⁶⁾ Der Hinweis darauf findet sich auch bei Marx häufig.

²⁷⁾ B. Croce, *Devenir social*, Feb. 1898, pag. 110.

²⁸⁾ Die Oekonomie kann an sich zerlegt werden in Produktion, Tausch und Vertheilung. Die Nationalökonomien haben darauf hingewiesen, dass der menschliche Wille eher die Freiheit besitzt, die Vertheilung, als die Produktion zu ändern, z. B. weist Rogers darauf hin. Die Produktion bildet also den ökonomischen Unterbau, Marx bezeichnet, seiner Gewohnheit folgend, sehr häufig das ganze System mit dem Namen des Unterbaus. Ich werde auf diesen Gebrauch am Ende des Artikels zurückkommen. Aulier sagt, indem er sich Stammler anschliesst, dass man aus der Art der Produktion nicht auf die Art der Vertheilung schliessen kann. (*Revue de métaphysique*, September-Heft 1897, pag. 653.) Das ist richtig, wenn man wie ich den Gedanken von Marx auslegt. Wie kann man von der Bildung und Entstehung des Kapitals reden, wenn man nicht die Produktion, den Tausch und die Vertheilung in ihrer Gesamtheit betrachtet?

behauptet, dass die blinde und spontane Bewegung der ökonomischen Kräfte von selbst das Gleichgewicht erzeuge, das man vergebens durch das Eingreifen des Staates erzielen möchte; Viele haben wieder gemeint, dass die Oekonomie die ganze Geschichte erkläre. Alle diese Formeln deuten in mehr oder weniger exakter Weise auf die Natur des sozialen Unterbaus hin.

So oft wir uns einer Philosophie der menschlichen Handlungen gegenüber befinden, müssen wir uns bei der Interpretation der Lehren auch mit dem praktischen Zweck befassen, den die Autoren verfolgen. Thatsächlich sind fast alle Nationalökonomien und Sozialisten weniger darauf bedacht, ihre Theorien streng kritisch durchzuarbeiten, als die Formeln zu finden, die in möglichst packender Form ihre praktischen Absichten ausdrücken. Das tritt in den Werken der optimistischen Nationalökonomie klar zu Tage, aber es ist ebenso richtig für das System aller politischen Parteien.

Die alten Utopisten beschäftigten sich mit der Frage, wie die Gesellschaft beschaffen sein müsste, um vollkommen logisch, oder man kann auch sagen: vollkommen geistig zu sein. Sie beschäftigten sich damit, eine starke Macht zu schaffen, die im Stande wäre, alle materiellen Widerstände zu überwinden. Die Anwendung unmittelbarer Gewalt im Dienste des freien Geistes oder der Vernunft war die Lösung des sozialen Problems, die ihnen vorschwebte, die Organisation der Arbeiter auf ökonomischem Gebiet mit Hilfe der Gewerkschaften, der Kooperationen, der Fortbildungs-Assoziationen u. s. w. erschien ihnen gut, um die revolutionären Kräfte in Regimentern aufzustellen, um die proletarische Armee schlagfertig zu machen. Heute sieht man die Dinge anders an. Wir wissen nicht mehr, wie die zukünftige Gesellschaft ausschauen wird, wir wissen nur, dass sie so sein wird, wie sie das Proletariat, das im ökonomischen Kampf sich organisirt, zu schaffen vermag²⁹⁾. In Frankreich sind die alten Anschauungen immer noch vorherrschend. Ich will nur einen, aber schlagenden Beweis dafür anführen. In einer Rede, die Jules Guesde am 15. Juni 1896 in der Kammer hielt, bezog er sich auf das berühmte Wort Blanquis, das der bürgerlichen Welt verkündete, 48 Stunden nach der Revolution werde die neue Regierung das Mittel gefunden haben, die Massen der Arbeiter an sich zu ketten. Nie haben selbst die Utopisten eine kühnere Behauptung aufgestellt. In Frankreich unterscheiden sich die Blanquisten in der That in nichts von den anderen sozialistischen Schulen.

Labriola hat ausdrücklich betont, dass die Marxsche Schule, statt dem Proletariat Gesetze vorschreiben zu wollen, darauf aus ist, seine Bewegung zu studiren, diese dann theoretisch zu fixiren und hieraus die nothwendigen Gesichtspunkte für die Praxis abzuleiten. Die soziale Frage ist heute einer deduktiven Lösung nicht zugänglich. Der historische Materialismus vollzieht, indem er die Natur des Problems bestimmt und methodologische Regeln aufstellt, die denen der mechanischen Wissenschaft analog sind, den Uebergang von der Utopie zur Wissenschaft.

Was für die Utopisten und für die Politiker in zweiter Linie kam, wird zur Hauptsache, nämlich die Vorbereitungsarbeit des Proletariats. Als Marx das Kapital schrieb,

²⁹⁾ In der Vorrede zur französischen Uebersetzung der Essays von Labriola habe ich gesagt: Das moderne Zukunftsproblem läuft auf drei Fragen hinaus: 1. Hat das Proletariat das klare Bewusstsein seiner Existenz als untheilbare Klasse bereits erworben? 2. Hat es genügend Kraft, um den Kampf gegen alle anderen Klassen aufzunehmen? 3. Ist es im Stande, mit der kapitalistischen Organisation das ganze System der überkommenen Weltanschauung umzuwälzen? In diesem Sinne kann man sagen, dass es keine soziale Frage mehr giebt, man kann selbst behaupten, dass der Sozialismus im gebräuchlichen und historischen Sinne des Wortes bereits überholt ist. Thatsächlich erstrecken sich die Untersuchungen nicht mehr darauf, wie die Gesellschaft sein soll, sondern darauf, wie das Proletariat den Klassenkampf heute zu leisten vermag.

verfügte er nur über sehr beschränktes Material auf diesem Gebiet³⁰). Wir dürfen daher in seinem Werk keine genaue Angabe über die verschiedenen Momente dieser Vorbereitungsarbeit erwarten; er sagt nur, dass die Arbeiterklasse geschult, vereint und organisiert würde durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses³¹); aber seine Sprache lässt vermuthen dass er über die Momente dieser Organisation, die oberhalb der fast automatischen Sphäre dieses Kampfes liegen, keine festen Anschauungen besass³²). Seine Nachfolger empfanden nicht das Bedürfniss, das Problem zu vertiefen, und schränkten den Sinn des Marx'schen Gedankens sehr oft ein, um in der Vorbereitungsarbeit nur ein mechanisches Phänomen zu sehen, das von Seiten des Volkes keine intellektuelle Anstrengung erforderte.

Vom Standpunkte einer Philosophie des menschlichen Handelns aus spricht nichts dawider, die Wichtigkeit der objektiven Bedingungen besonders in den Vordergrund zu rücken, nur so lassen sich Fehler und verunglückte revolutionäre Versuche vermeiden. Darum braucht man aber auf die ersten Anhänger von Marx nicht verächtlich herabzublicken, wenn diese in ihren polemischen Schriften mit so besonderm Nachdruck auf den entscheidenden und bestimmenden Werth der Produktionsweise hingewiesen haben. Sie wollten ja keine spekulative Geschichtstheorie damit liefern, sondern den Arbeitern nur nothwendige Verhaltensmassregeln geben. Durch ein recht natürliches Missverständniss wurden diese Regeln ganz allmählich in absolute und vollkommen geschichtliche Gesetze umgewandelt. Die Menschen sind eben geneigt, ihr Träumen für Wirklichkeit zu nehmen und die Welt nach ihren geistigen Capricen zu verändern, so dass diese ersten Marxisten allen Grund hatten, mit besonderm Nachdruck zu erklären, dass das ökonomische Moment vorherrschend sei. Aber diese Formel, die früher gut war, ist heute für die Praxis zu allgemein geworden, und für ein spekulatives Studium der Geschichte ist sie unbrauchbar.

Die Nachfolger von Marx sind übrigens in eine merkwürdige Inkonsequenz hineingerathen: Da sie die inneren Vorgänge der proletarischen Revolution nicht studirt haben, so sind sie fast ohne Ausnahme zu den früher verurtheilten und verlachten Illusionen der Politiker zurückgekehrt. Auf dem Gebiet der Praxis haben sie den marxistischen Gesichtspunkt zu Gunsten eines utopistischen Staatssozialismus aufgegeben. Gleichzeitig stellten sie sich aber, was nicht geleugnet werden kann, einen so vollkommen kindlichen Staat vor, wie ihn Fénelon in seinem *Télémaque* träumte.

Während die Theoretiker so in der Irre schweiften, organisirten sich die Arbeiter zum grossen Missbehagen unserer französischen Marxisten, die in dieser Thätigkeit eine Verleugnung der marxistischen Prinzipien sahen, in Kooperationen und Gewerkschaften.

Jede Philosophie der That hat ihre Poesie, ohne die sie nichts vermochte. Sie hat das Bedürfniss, in die Seelen ihrer Anhänger den Glauben, d. h. das absolute Vertrauen auf Hypothesen zu senken. Die sozialistischen Schriftsteller sind zu einer solchen Verunstaltung der materialistischen Geschichtsauffassung gelangt, dass sie als unabweisbare Nothwendigkeit ausgeben, was nur eine Zukunfts-Hypothese sein konnte. Sie haben Alles, was bei Marx darüber zu finden ist, übertrieben, und haben so Anlass zu einem lebhaften Protest gegen den marxistischen Fatalismus gegeben³³).

³⁰) In der *Critica sociale* vom 16. Mai 1897 weist L. Einardi darauf hin, dass die Schilderungen der industriellen Thätigkeit im Kapital recht veraltet sind.

³¹) Das Kapital, Bd. I., pag. 728.

³²) Vermuthlich bestehen gewisse Analogieen zwischen dieser Entwicklung und der der drei Momente der Anpassung an den Kapitalismus, von denen oben die Rede war.

³³) Ich habe eine marxistische Untersuchung der Arbeiter-Organisation in einem Artikel der *Humanité nouvelle*, betitelt: *L'avenir socialiste des syndicats*, zu geben versucht, und ich gehe damit um, ein Buch über die marxistische Theorie und das Proletariat zu schreiben.

VI.

Um den Geltungsbereich des historischen Materialismus richtig abzuschätzen, müssen wir die Hoffnung aufgeben, die Geschichte aus Ursachen zu erklären, wie physikalische Phänomene erklärt werden. Eine Verständlichkeit, wie in der Mechanik, ist nur in den Fällen möglich, wo wir unter ganz bestimmten Bedingungen gewisse Phänomene immer wieder erscheinen, sich verändern oder verschwinden lassen können, das heisst in den Fällen, wo wir zu experimentiren vermögen. Aber die Geschichte ist für uns eine ein für alle Male gegebene Thatsache. Der Begriff der Kausalität kann uns also hier nicht weiter führen.

Die Geschichte gleicht der Morphologie der lebenden Wesen in vielen Beziehungen, und die Morphologie fasste Claude Bernard als durch die Thatsache charakterisirt auf, dass sie dem Experiment unzugänglich ist. Lange Zeit glaubte man an die Nothwendigkeit, die verschiedenen Lebewesen nach irgend einem komplizirten Gesetz über die Organismen zu klassifiziren, nach einem Gesetz, das für den Verstand einen Sinn giebt. Man setzte voraus, dass die Natur einer Intelligenz, die unserer ähnlich sei, gehorche, und dass sie die Wesen eine Leiter durchlaufen lasse, die mit der identisch ist, die wir aufstellen können, um die Komplikation der Organismen zu begreifen. Diese recht merkwürdige Hypothese gleicht der Hypothese vom menschlichen Fortschritt und besitzt keinen wissenschaftlichen Werth³⁴⁾.

Die Einsicht in das Wesen der organischen Welt knüpft an Darwinsche Vorstellungen an: wir kennen die Gründe nicht, die bestimmte, determinirte Veränderungen erscheinen lassen, aber wir kommen dahin, die Gründe zu unterscheiden und zu definiren, die das Ueberleben der Wesen sichern, die sich dem Kampf ums Dasein am Besten anpassen. So steht der Zufall an der Basis der Evolution, aber diese Evolution stellt eine gewisse Regelmässigkeit dar und wird uns verständlich mit Hilfe der Selektionstheorie.

Auch die Geschichte ist dem Zufall ausgeliefert. Je zahlreicher und unbestimmter die Zufälle sind, desto mehr Aussicht ist für die Beobachtung der Regelmässigkeit in den Bewegungen und dafür vorhanden, dass man historische Gesetze zu finden und die allgemeinen Prinzipien, die eine Epoche zu beherrschen scheinen, zu definiren vermag. Vor Allem ist es dann der Fall, dass die Regelmässigkeit aus Kombinationen des Zufalls hervorgeht, wenn man seine Beobachtungen auf ökonomische Thatsachen beschränkt. Die individuellen Motive sind hier ohne jedes Interesse, weil die Verwickelung der Einzelursachen unserer Handlungen dem Ganzen den Anblick eines rein unbewussten Prozesses giebt. Es wäre ebenso müssig, wollte man die einzelnen Individuen studiren, als es müssig ist, sich mit den Gründen zu beschäftigen, die bestimmte Thiere veranlassen konnten, zu kämpfen oder zu wandern. Die Resultate dieser Kämpfe und dieser Wanderungen sind es, die der Naturforscher betrachtet und mit den Eigenschaften des Organismus in Verbindung bringt.

Alles, was so zum Kombinationsgebiet unbewusster Soziologie gehört, konnte früher nothwendig genannt werden³⁵⁾, und thatsächlich benutzt auch Marx diesen Ausdruck bei verschiedenen Gelegenheiten. Dieser Charakter der Nothwendigkeit kommt nur allein

³⁴⁾ Darin besteht die Illusion unserer historischen Evolutionisten; sie merken garnicht, dass sie Idealismus treiben, während sie wer weiss wie kühne Materialisten zu sein wähnen. Labriola weist bei jeder Gelegenheit darauf hin, dass der Marxismus mit dem Spencerismus nichts zu thun hat, worüber sich die Mehrheit der italienischen Sozialisten übrigens weidlich ärgert. B. Croce ist weder mit der Spencerschen Evolutionstheorie noch mit der Engelsschen Konzeption der Dialektik eiverstanden: sollte das Gesetz von der Negation der Negation nicht zufällig ein Ueberbleibsel der alten Metaphysik sein? (*Devenir social*, Feb. 1898, pag. 121.)

³⁵⁾ Heute liegt aber kein Grund mehr vor, diesen zweideutigen Ausdruck beizubehalten.

der Technik der Oekonomie zu. Man findet ihn aber auch mehr oder weniger deutlich in den abgeleiteten Beziehungen angewandt. So hat Marx schreiben können, dass die Fabrikgesetzgebung ebensosehr ein nothwendiges Produkt der grossen Industrie sei, als Baumwollgarn, Selfactors und der elektrische Telegraph³⁶⁾. Der Sinn dieses Ausdrucks wird uns erst völlig klar, wenn wir ihn mit einer anderen Stelle des Kapitals in Beziehung setzen: „Die Pharisäer der „politischen Oekonomie“ proklamiren nun die Einsicht in die Nothwendigkeit eines gesetzlich geregelten Arbeitstags als charakteristische Neuerrungenschaft ihrer „Wissenschaft““³⁷⁾ Halten wir diese beiden Stellen nebeneinander, so wird uns klar, dass viele Nationalökonomien die Arbeitergesetzgebung für einen Bestandtheil ihrer Wissenschaft hielten, weil ihnen diese Gesetzgebung zu einem gewissen Moment aus unbewussten und unbestimmten Tendenzen hervorzugehen schien, die denen analog sind, die den ökonomischen Fortschritt bewirken. Ihnen schien diese Gesetzgebung nur zu einem sehr unbedeutenden Theil durch moralische und juristische Erwägungen bestimmt zu sein; sie glaubten, dass sie nicht vom verständigen und freien Prinzipien unterworfenen Willen abhängen. Marx meint, dass es sich in der That so verhält, und deshalb braucht er den Ausdruck nothwendig und bringt die Gesetzgebung mit Erfindungen und Industrieprodukten in Verbindung.

Diese Phänomene des Zufalls und diese Mischung unbestimmbarer Ursachen führen in der Soziologie ebensowie in der Naturgeschichte Korrespondenzen zwischen Gruppen von Phänomenen oder zwischen der organischen Entwicklung und den materiellen Existenzbedingungen herbei. In diesem Sinne konnte Marx im Elend der Philosophie sagen: „Die Handmühle ergiebt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten“. Zwischen diesen Dingen giebt es aber durchaus nicht bestimmbare nothwendige Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung, wie man hat behaupten wollen³⁸⁾, sondern nur die einfache Konstatirung einer Korrespondenz. Die Marxsche Formel ist übrigens dunkel, weil sie zu konzentriert ist. In demselben Buche sagt er, dass die Produktionsweise einer bestimmten Entwicklung der Gesellschaft und ihren Produktivkräften entspricht: es kann aber von einer mechanischen Kausalität nicht die Rede sein, durch die die Produktivkräfte die juristischen und politischen Beziehungen allein durch ihre Wirkung verursachen würden.

[Schluss im folgenden Hefte.]

Die Anarchisten und das Wahlrecht.

Von

Adolf Marreck.

(Grabowsee.)

Im Junihefte dieser Zeitschrift giebt Genosse Albert Weidner ein Bild von der Stellung der Anarchisten zu den Wahlen. Er kommt zu dem Schluss, dass soweit in neuerer Zeit von der alten Ansicht abweichende Meinungen über diese Frage unter den Anarchisten aufgetreten sind, diese ihren Grund nicht darin haben, „weil urplötzlich in den Geist Vernunftsgründe eindringen, die vorher tausend Mal an dem prinzipienharten Schädel zerschellten, sondern weil der bisher beackerte Boden als unfruchtbar, als zu wenig ergiebig erscheint“.

³⁶⁾ Das Kapital, Bd. I, pag. 446.

³⁷⁾ Das Kapital, Bd. I, pag. 259.

³⁸⁾ Hauptsächlich Andler in der Revue de métaphysique, Sept. 1897, pag. 657. Am Schluss des Artikels will ich auf diese Formel noch zurückkommen.

Darin geben wir ihm Recht, dass nicht urplötzliche Vernunftseinsicht unsern Standpunkt bestimmte. Unser Standpunkt ist das Ergebniss jahrelanger Skepsis gegen die von Bakunin inaugurierte Gewalttaktik, die in natürliche Bewegung gekommene Vernünftigkeit der meisten Genossen; dass wir für den Parlamentarismus eintreten, ist nur ein Zeichen, um welche Strecke wir auf den Weg gegen die Bakuninsche Taktik weiter wie viele Andere gegangen sind.

Welchen Gesichtspunkt nimmt denn der Bakunin-Kropotkinsche Anarchismus ein? Den des kommunistisch-politischen Sektirerthums. Seit Plato sind diese sozialen Philantropen darauf bedacht, die Menschheit mit ihren Systemen der „idealen Republik“, des Utopiens, des Phalansteriums und des Zukunftsstaates zu beglücken. Alle vergangenen und gegenwärtigen Institutionen der Gesellschaft sind nach dieser Betrachtungsweise nur erfunden, um die Vielen durch die Wenigen zu knechten. Es ist derselbe Gesichtspunkt für das Eigenthum, das Recht und den Staat, wie ihn die bürgerlich-atheistische Schule für die Idee Gottes und die Institutionen des Priesterthums aufstellte. Nach dieser Schule war die Idee Gottes nicht das Erzeugniss der ehemaligen Weltkenntniss, sondern eine gelungene Erfindung des Priesterthums, sich zu bereichern. Durch ein paar Bücher und einige Dutzend Reden glaubten die jetzt offiziell zum Glauben Wiederbekehrten den ganzen Gottesglauben aus den Angeln zu heben. Aber der Mensch denkt, und die Wirthschaftsweise und das Interesse lenkt.

Unsere „revolutionären“ Anarchisten haben ganz dieselbe Anschauung über die Dinge und ihren Lauf. Die Geknechteten brauchen nur ihre Knechtschaft einzusehen, und sie sind ihrer Fesseln ledig, sie brauchen nur ihr Elend und ihre Noth zu erkennen, und aller erdenkbare Reichthum steht zu ihrer Verfügung. Die Masse ist der grosse Gott, dessen Allmacht Wunderdinge vollbringt, der Zeit und Raum umgeht und keiner Entwicklung bedarf; gestern tiefste Knechtschaft, morgen absolute Freiheit, denn bei Gott und der Masse ist kein Ding unmöglich. — Und wo sind die, welche Dieses nicht glauben wollen? Das Feuer und den Bannstrahl her, damit sie verbrannt und verflucht seien, diese Ketzer und Verräther der Sache der Menschheit, des Proletariats!

Der Revolutionarismus lässt mit seiner Absicht und Dialektik nicht spassen, gereizt wird er zornig wie Cerberus, der plutonische Höllenhund. — Was ist dem Revolutionarismus die Ueberlieferung, das, was alle vorangegangenen und gegenwärtigen Geschlechter schufen? Ein verhängnissvoller Irrthum, den man lieber heute als morgen abschafft. Er negirt unverdrossen und beharrlich jede Verknüpfung und Beziehung mit dem Gegenwärtigen, alles Zukünftige nur hat Werth für ihn; sein Neues bedarf keiner Gebärerin, keines Organismus, der das Zukünftige bis zu seiner Selbständigkeit kräftigt und erhält, seine Hypothese ist kühner als der christliche Mythos von der unbefleckten Empfängniss, alle Gesetze der Natur und des Geschehens hebt er auf, und stolz darauf, so Unerhörtes und Ungeschehenes zur Absicht seiner kommenden That zu haben, ruft er die ganze Welt in die Schranken. — Was ist, so ruft er aus, alle Freiheit die war und ist? Nichts weiter als eine glänzende Täuschung, ein Kartenhaus, das die Mächtigen jeden Augenblick durch ihre volle Backen umzublasen drohen. Eine wirkliche Freiheit, so bläst seine Fanfare, lasst uns aufrichten, eine Freiheit, die die ganze Wohlfahrt und volle Unbeschränktheit ausmacht!

Der Revolutionarismus pocht so sehr auf seine Neuheit und Einzigkeit, und doch ist er eine Anschauungsweise, die alt wie die Menschheit ist. Unzählige Mal starb er, und unzählige Mal ist er immer in anderem Gewande auferstanden. Er scheint ein nothwendiges Correlat der Gesamterscheinungen zu sein.

Im Gegensatz zu dieser Anschauungsweise und nach unserer Idee von der Entwicklung der Dinge sagen wir nicht, dass man die Freiheit errichten, sondern, dass man die, nur oft durch Intervalle der Ruhe unterbrochene, sonst aber in stetiger Weitererrichtung befindliche Freiheit in ihrem Lauf nur fördern muss. Die Entwicklungslehre hat uns zu der Erkenntniss gebracht, dass alle individuellen wie gesellschaftlichen Aeusserungen und Institutionen menschlichen Lebens nicht plötzlich ins Dasein treten, nicht wie hervorgezaubert entstehen,

sondern aus den feinsten und kleinsten Anfängen heraus ihr Sein beginnen. Alles will seine Zeit, und zur Erreichung dessen, was es sein soll, die Fürsorge und Förderung innerhalb des gegebenen Alten. Eine wenig einsichtsvolle Erwägung hält nun freilich die entwicklungstheoretische Betrachtungsweise für eine verwerfungswürdige Verknöcherung, eine Verspiesserung des gesammten Lebens. Natürlich können wir das nur als blanke Uebertreibung ansehen, zumal so oft in der Geschichte die als bedächtig Verschrienen in entscheidenden Momenten die wüthendsten Himmelsstürmer übertroffen haben. Im Rahmen der Entwicklungsauffassung haben auch die Gefühlsmenschen Platz, sie haben durchaus keine Ursache, draussen zu bleiben. — Sehen wir jedoch zu, ob die gegen die parlamentarische Aktion feindlich gesinnten Anarchisten thatsächlich noch konsequent auf den Standpunkt des Revolutionarismus stehen:

In den sechziger Jahren wo Bakunins Wirken innerhalb der westeuropäischen sozialistischen Arbeiterschaft beginnt, ist Bakunin mit allen Andern, die sich Anarchisten nennen, opportunistisch gesinnt. In der internationalen Arbeiterassoziation natürlich musste seine machtvolle Persönlichkeit, voller Feuer und Gefühl, gegen Marxs Herrscherstreben und einseitige Bevorzugung des politisch parlamentarischen Kampfes in Opposition gerathen. Diese Opposition nimmt dann bedauerlicher Weise eine immer mehr einseitige Form an, die soweit geht, in den achtziger Jahren selbst den Gewerkschaftskampf für unnütz zu erklären. Die Putschmethode, welche Bakunin selbst noch empfohlen hatte, war nach seinem Tode später in die „individuelle Aktion“ übergegangen, an welcher nun die Anarchisten bis in die neunziger Jahren hinein zehrten. Selbstverständlich musste auf diesen Ausläufer die Reaktion erfolgen. Man erwärmte sich zunächst wieder für den Gewerkschaftskampf, und nach längerem Hin und Her ist es dann zu einer ganz erfreulichen Zuneigung — speziell hier in Deutschland — für das Genossenschaftswesen gekommen. Genossenschafts- und Gewerkschaftskampf anwenden, heisst aber auch den parlamentarischen Kampf mitnehmen. Ich möchte einmal die abstentionistischen Anarchisten als Leiter und Mitwirkler grosser Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegungen sehen und sehen, wie es dann wohl mit ihrem Verzicht auf jeglichen Parlamentarismus bestellt sein würde.

Thatsächlich bedeuten der Genossenschafts- und Gewerkschaftskampf schon eine Absage an den Revolutionarismus. Beide Kampfweisen müssen auf die vorliegenden Staatsverhältnisse Rücksicht nehmen, um mit Landauer zu reden, sich vollständig in ihnen einrichten. Der Putsch und die individuelle Aktion nehmen keine Rücksicht auf die Staatsgesetze. Verständlich war daher der grosse Widerspruch, welchen die Revolutionaristen den Anarchisten entgegensetzten, die sich für den Gewerkschaftskampf, insbesondere aber den Genossenschaftskampf entschlossen. War das doch nach jenen die Abhäutung des rebellischen Temperaments, die klägliche Einfahrt in den bürgerlichen Sumpf. Eine Anzahl sehr artiger Bezeichnungen, wie „Krämer- und Presskohlenanarchisten“ wurden ausgetheilt. Man spielte eben die Rolle des getreuen Ekhard. Die Genossenschaftsidee, als eine äusserlich gänzlich ruhige wirthschaftliche Bewegungsform konnte nur sehr wenig in Ansehen kommen, die Zeit vermochte da erst zu helfen. Aber ebenso gut wie die Sozialdemokratie sich in ihrer Gesamtheit mit der Zeit durch die Thatsachen gezwungen sehen wird, die Genossenschaftsidee zu acceptiren, ebenso werden die antiparlamentarischen Anarchisten dem Wahlrecht Rechnung zu tragen lernen.

Im Gegensatz zu vielen meiner Genossen sage ich: Im allgemeinen Wahlrecht, seinem ganzen Wesen, seiner Idee und seiner Einrichtung nach, hat sich die menschliche Gesellschaft jenen Apparat, jenes schöpferische Werkzeug gegeben, vermöge desselben sie die in ihr innewohnenden und zur Erscheinung kommenden ökonomischen und idealen Widersprüche auszugleichen trachtet. Da das allgemeine Wahlrecht die Eigenschaft besitzt, gleichsam wie ein meteorologisches Instrument, die immanenten Konflikte der Gesellschaft nach ihrer Intensität und Art zu zeigen, so findet sich unschwer die mittlere Linie, in welche die entgegengesetzten Reihen einmünden. Die konservativen wie fortschrittlichen Kräfte sind in jeder geschichtlichen Epoche da, sie lassen sich weder durch Reden noch Bajonnete hinwegschaffen. Eine einzige fortschrittliche Kraft war die Menschheit

in allen ihren Gliedern niemals und wird es wohl auch kaum jemals werden, auch ist der Konservatismus durchaus nicht immer an die Unterdrückungselemente gebunden. Die verschiedenen Widersprüche zwischen Arbeit und Kapital, zwischen Maschine und Handarbeit, zwischen Freihandel und Schutzzoll, Konkurrenz und Monopol, zwischen Bilderglauben und moderner Weltanschauung müssen sich bis zu einem bestimmten Grade paralisieren lassen, damit die Vorwärtsbewegung der Gesellschaft möglich wird.

Im Alterthum und Mittelalter konnte man einen Organismus, wie das allgemeine Wahlrecht, entbehren. Es gab in jenen Zeitaltern keine so mannigfaltigen Beziehungen, kein so komplizirtes Ineinander verschiedener Thätigkeiten und Interessen. Deshalb mochte eine oligarchische Demokratie und absolute Monarchie den Dingen angemessen sein, ja für jene Zeit eine Nothwendigkeit darstellen. Die vornehmste Regulierungsweise ist aber in der Feudalzeit und im Alterthum die Fehde, die Insurrektion, mit einem Wort, der Waffenkampf. Die Waffenmacht war in jenen Zeiten sowohl für innere wie äussere Volksangelegenheiten das legitimste Protestationsmittel, während sie heute nur noch unbeschränkt für die Völker unter einander gilt, obwohl auch da ihr bald ein Ende gesetzt werden muss. Denn je mehr die menschliche Gesellschaft an Klugheit und edlerer Sittlichkeit zunimmt, je mehr verabscheut sie die Mordinstrumente zur Regulirung ihrer Interessen. Heut aus Prinzip das allgemeine Wahlrecht für die Interessenvertretung negiren, wäre gleichbedeutend damit, im Prinzip für die politische Regulirung das Mittel der Stahlwaffe zu proklamiren. Unsere Pflicht als Anarchisten ist, die vorhandenen Regulierungsmittel in sittlichere umzubilden, unser ganzes Streben daran zu setzen, für Veredelung zu wirken und namentlich nicht in dogmatisch einseitiger Weise befangen zu sein. Ich kann schlechterdings nicht glauben, dass sich die Menschheit in ihren Handlungen irrt, denn als Ganzes bestimmt sich die Menschheit nur selbst, keine oberste Autorität ist ausser ihr. Man darf deswegen die Menschheit nicht in ihren einzelnen Phasen zum Ausgangspunkt nehmen, sondern muss sie erfassen in ihrem ganzen Leben, in ihrer ganzen Idee, nur dann lässt sich ein weniger getrübbtes Bild für die eigenen Handlungen gewinnen.

Weidner sagt an einer Stelle, wir enthalten uns der Wahl aus Gründen prinzipieller Art im Hinblick auf unser Gesellschaftsideal. Das soll offensichtlich besagen, wir Anarchisten wollen die Anarchie, die Herrschaftslosigkeit, die jede Regulirung durch gewaltliche oder gesetzliche Autorität ausschliesst, folglich können wir an keinem gewaltstaatlichen Apparat theilnehmen.

Ich habe schon Gelegenheit gehabt, im Sozialist diesen Trugschluss nachzuweisen, denn er läuft darauf hinaus, zu behaupten, dass eine Handlung nicht nach der sie leitenden Absicht und ihrer Wirkung, sondern nach der Form, in welcher sie geschieht, zu beurtheilen ist. Es ist das eine so fundamentale Selbsttäuschung, wie sie gröblicher nicht gedacht werden kann. Aus dem allgemeinen Wahlrecht können ebenso aller Fortschritt, alle Freiheit und alle Versittlichung, wie aller Rückschritt und was damit zusammenhängt, hervorgehen. Das allgemeine Wahlrecht funktioniert, so wie man es gebraucht. Wenn wir Anarchisten nun im Sinne des Fortschritts das Stimmrecht benutzen, so ist nicht einzusehen, wie wir dadurch die Herrschaft und Bedrückung fördern sollen. Dem gesunden Menschenverstand wird es ewig ein Räthsel bleiben, dass wir durch die Bethheiligung an einer Sache, wie das Wahlrecht, welches heute freilich in unserem Sinne Bedrückung erzeugt, welche Seite wir aber aus Bewusstsein aufs Schärfste bekämpfen und wenigstens nach Massgabe unserer Kraft zu mildern suchen können, uns der Herrschaftsausübung oder für die Verlängerung der Herrschaft verantwortlich machen. Die Menschen so wie sie heute sind nehmen, und die Emanzipationsidee nur so anwenden, wie die Abstentionisten es verlangen, würde nichts anderes bedeuten, als ewig in unserm gegenwärtigen Zustand verharren.

Die meisten Anarchisten sagen ferner: In dem von uns erstrebten Gesellschaftszustand giebt's kein allgemeines Wahlrecht, dort herrscht nur die Freiheit. Wenn es heissen soll: das Stimmrecht von heute, unter dem Szepter des Rechtszwangs, dann bin ich damit einverstanden.

Alle Anarchisten geben zu, dass die anarchistische Gesellschaft ihre Beziehungen durch Verträge, durch freie Vereinbarungen, wie es Kropotkin meint, regeln wird. Verträge machen ist aber nichts Anderes als parlamenteln, d. h. sich auseinandersetzen über die Art und Weise des Verkehrs und der Verbindung mit allen Vortragschliessenden. Nun denke man sich, dass für gewisse Verhältnisse, wo es nothwendig ist oder die Neigung dazu besteht, für grössere Menschenkomplexe, z. B. eine ganze Nation, einheitliche Regeln geschaffen werden sollen. Man muss sich also darüber einigen, was gelten soll; und da naturgemäss nicht 20—30 Millionen Menschen sich an einer Diskussion betheiligen können, so wählt man Vertreter, und wir kommen zu einem etwas ähnlichen Apparat wie heute. Nehmen wir weiter an: Die Anarchisten wären in allen Ländern schon zu Millionen, sie wollen über gewisse Arten der Agitation, des Stoffes etc. sich verständigen, was anderes können sie thun, als dass sie Vertreter wählen, die die Dinge nach ihren Wünschen regeln. Behalten wir diese Millionen Anarchisten bei und sagen, sie werden Konsum- und Produktiv-Genossenschaften errichtet haben. Natürlich müssen die verschiedenen Genossenschaften zu einander aus ökonomischen Gründen in Beziehung kommen, die einzelnen Genossenschaften müssen Regeln haben über die Art der Zugehörigkeit ihrer Mitglieder, alles Dinge, die nothwendig sind und der Berathung und Verständigung bedürfen, und überall wird man das durch Vertreter besorgen, weil bei der Selbstbetheiligung jedes Einzelnen die Kosten zu hoch werden würden. Auf diese Art lassen sich ins Massenhafte Beispiele anführen, aber schon diese einige genügen. Freilich besteht trotzdem ein ganz diametraler Gegensatz zwischen demokratischer und anarchistischer Regulierungsweise. Die Demokratie bestimmt als Regel oder Gesetz, was die Majorität beschliesst, und zwar hat die demokratische Rechtssatzung unbedingte Gültigkeit. Wie immer freiheitlich die einzelne Rechtssatzung auch sei, immer ist es die Souveränität des Rechtes, welches dem Rechtsunterworfenen das Maass seiner Freiheit giebt. Das Zwangsrecht hat eine transcendente objektivierte Form, es spielt dieselbe Rolle wie das transcendente Ideal Gott. Hiergegen verlangt mit „Recht“ der Anarchismus, dass die rechtsverbindende Kraft für die gesellschaftlichen Regeln ihren Bestimmgrund im Einzelnen habe, diesem allein solle zu aller Zeit die Souveränität über sich zustehen.

Nehmen wir indess wieder Stellung zur praktischen Seite des heutigen Wahlrechts. Die meisten Anarchisten sagen noch, mit dem allgemeinen Wahlrecht kann man an der Lage des Proletariats garnichts ändern, bestenfalls das Proletariat einschläfern. Sie berufen sich darauf, dass trotz der Anwendung des Wahlrechts durch die Sozialdemokratie für die Wohlfahrt der Arbeiterklasse nichts herausgekommen sei. Zunächst ist das ein Irrthum, denn die Arbeiterklasse ist heute im allgemeinen Leben ein anders geschätzter Faktor als wie vor 30—40 Jahren, dann behaupte ich, dass die Anarchisten, an Zahl den Sozialdemokraten gleich, durch alleinige Propaganda mittelst der Presse und in der Volksversammlung gewiss nicht so viel erreicht haben würden. Mit genossenschaftlichen Organisationen würde die Sache anders geworden sein, aber neben genossenschaftlicher Bethätigung gehört nothwendig auch die parlamentarisch-politische.

Behaupten die Anarchisten nun die Zwecklosigkeit des Wahlrechts, so behaupten entgegengesetzt die meisten Sozialdemokraten heute noch, dass man mit dem allgemeinen Wahlrecht Alles erreichen kann. Das konnte man bei der stattgehabten Wahl wieder sehen. So schrieb z. B. der Vorwärts kurz vor der Wahl:

„Jeder von Euch befindet sich in der Lage jenes Mannes, dem eine gütige Fee einen Wunsch gewährte. Aber nur einen Wunsch. Ist er vernünftig, so ist das Lebensglück und die Zukunft gesichert. Ist er unvernünftig, so ist Alles verscherzt.“

Der Stimmzettel vor der Wahl gleicht der Kugel im Lauf. Zielt der Schütze gut, so sitzt die Kugel im Schwarzen, und der Preis ist dem Schützen gewiss. Zielt er schlecht, so geht die Kugel neben die Scheibe und verliert sich im Raum — ein werthloses Stück Blei.

Auf dem Wege zur Wahlurne ist das Volk seines Schicksals Schmied. So wie die Stimmzettel fallen, so fallen die Würfel des Schicksals . . .

Ziele gut, trifft ins Herz, wähle sozialdemokratisch!

Deutsches Volk! Am 16. Juni bist Du Herr Deines Schicksals. Du bist frei, wenn Du für Dich wählst; Du wirst geknechtet und geknebelt werden, wenn Du Deine Feinde wählst! Wähler, in Eurer Hand liegt die Zukunft Deutschlands!

Zielt gut, trifft den Feind ins Herz, wählt sozialdemokratisch!“

Offen gestanden, so viel Unsinn und Unwahrheit hätte ich dem Vorwärts nicht zugetraut. Das heisst doch die ganze Sachlage total verkennen. Das heisst Demagogie treiben, wie sie im Buche steht. Durch solche Auslassungen wird man nur erzielen, dass einstmals ein grosser Katzenjammer erfolgt. Wenn man dem Volke so viel verspricht, so viel vorredet, was durchs Wahlrecht nie errungen werden kann, dann muss über lang oder kurz eine allgemeine Verwirrung einreissen. Bei der ausschliesslichen Anwendung des Wahlrechts muss die Sozialdemokratie thatsächlich bald an den Punkt kommen, wo die Stimmzahl stabil bleibt, wenn nicht zurückgeht. Leute, die auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung stehen, sollten dies vor Allen zuerst einsehen. Die Wahlpropaganda ist doch bloss ein ideales Mittel, das allerdings materielle wie ideale Motive anregen soll; aber man muss mit Blindheit geschlagen sein, um nicht einzusehen, dass die meisten Menschen nach dem Volks-Sprichwort: „Lieber einen Sperling in der Tasche, als eine Taube auf dem Dache“, handeln.

Die Akkumulation und Konzentration des Kapitals geht nicht in der von Marx vorausbestimmten Weise vor sich. Bernstein und einige Andere haben dies unverhohlen ausgesprochen. Und allzugrossen Produktionskrisen kann durch Kartelle und Trusts begegnet werden; mit anderen Worten: Die Theorie von der selbstzerstörerischen Wirkung der kapitalistischen Oekonomie ist nur bedingt richtig. Es ist also damit zu rechnen, dass erhebliche Volkstheile in relativ guter Wirtschaftslage sich befinden werden. Und selbst zugegeben, der heutige Mittelstand wird vernichtet, so bildet sich doch in der kapitalistischen Organisation wieder ein neuer Mittelstand, bestehend aus Beamten, Arbeitern, Budikern und sonst dergleichen Elementen. Der gefährlichste Mittelstand für den Fortschritt dem Sozialismus zu ist aber der der Beamten und Arbeiter selbst.

Im Grunde genommen will ja der Sozialismus den Mittelstand für alle Menschen schaffen, Reiche und Proletarier sollen verschwinden. Der Unterschied liegt jedoch darin: im Sozialismus wird der Mittelstand ein genossenschaftlicher, allseitiger mit solidarischen Interessen sein. Der kapitalistische Mittelstand beruht aber auf der Ausbeutung des Proletariats. Das Interesse der besser bezahlten Beamten und Arbeiter ist im Kapitalismus nach der Reflexion dieser Leute identisch mit der kapitalistischen Wirtschaft; bis zu einem gewissen Grade ist das Urtheil sogar allgemein gültig, wenn man von der ethischen Motivierung absieht.

Die bürgerliche Gesellschaft erwarb ihre ökonomischen Machtmittel zum hauptsächlichsten Theil schon unter den feudalen Rechtsverhältnissen, sie war nicht bloss fiktive, sondern thatsächliche Eigenthümerin zahlreicher Industrigen und eines ansehnlichen Theiles von Grund und Boden. Wenn das Proletariat sich emanzipiren will, so muss es einen ähnlichen Weg einschlagen. Dieser Weg besteht aber nicht bloss in der Ausübung des Wahlrechts und in den Lohnkämpfen, sondern in der wirklichen Eroberung der wirtschaftlichen Macht durch das Genossenschaftswesen. Es gilt den Konsumenten zu organisiren; denn was nützt es, wenn die Arbeiter sich gewerkschaftlich als Produzenten organisiren und Lohnerhöhungen erzielen, auf der andern Seite aber als Konsumenten ebensoviel, wie die Lohnerhöhung beträgt, für die Verbrauchswaaren mehr zahlen müssen?

Weder rein wirtschaftlicher, noch rein politischer Kampf muss die Parole lauten. Der Arbeiter wird auf allen Gebieten gerupft, folglich ist es seine Pflicht, ebenso auf allen Gebieten sich zu wehren und vorwärts zu kämpfen.

Und da wirtschaftliche Selbständigkeit auch gesellschaftliche und politische mitbedingt, so muss man in vorderster Reihe die genossenschaftliche Aktion betreiben. Die politischen Massnahmen sind Dinge zweiter Ordnung. Aber sie sind nicht Nichts, sie auslassen heisst verkehrt kämpfen.

Der Sozialismus und die Studenten.

Worte, gesprochen in der Studenten-Versammlung zu Berlin am 16. Juli 1898*).

Von

Gustav Landauer.

(Friedrichshagen.)

Es ist nichts Neues, dass für die Idee der Auflehnung gegen alte Ideen, der Erneuerung der menschlichen Gesellschaft gerade der Student, und auch der deutsche Student, besonders in Anspruch genommen wird. Es ist nichts Neues, dass man besonders hoch aufhorcht, wenn es wieder einmal versucht wird, den Studenten für etwas Ideales, für etwas die menschliche Kultur Förderndes, etwas Befreiendes zu gewinnen. Ich erkläre mir dies daher, dass der Student von den sogenannten gebildeteren Schichten der Gesellschaft und überhaupt von der Gesellschaft so ziemlich der Einzige ist, der sich einer gewissen Bewegungsfreiheit erfreuen kann, der auf dem Gebiete der Arbeit, der selbstgewählten Arbeit, die Möglichkeit hat, sie sich wenigstens bis zu einem gewissen Grade so einzurichten, wie es ihm beliebt, wie er es für richtig hält. Die Universität, wie sie im deutschen Mittelalter entstanden ist, war nicht die universitas litterarum, die Gemeinschaft der verschiedenen Wissenschaften unter der Oberhoheit der Theologie, sondern sie war die Gemeinschaft der Lehrenden und der Lernenden, die freie Vereinigung, in freien Genossenschaften möchte ich sagen, zum Zwecke des Lernens und des Lehrens. Von dieser alten Zeit her hat der Student wenigstens die Ueberlieferung, die Tradition der Freiheit sich noch bewahrt und hat er noch thatsächlich, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, die Möglichkeit, die Arbeit, die er leisten will, selbst zu wählen, sich frei in der Gesellschaft zu bewegen — frei allerdings infolgedessen, dass ihm von Seiten des väterlichen Hauses oder von Seiten irgend welcher Staatsanstalten die Möglichkeit gewährt wird, nicht um seine Existenz in hartem Kampfe arbeiten zu müssen. Der Student hat die Möglichkeit, sein Leben bis zu ziemlich hohem Grade so einzurichten, wie es ihm beliebt, und auf Grund von freier vernünftiger Entschliessung zu den Fragen des Lebens Stellung zu nehmen. Die Periode des Studiums im Leben des sogenannten Gebildeten ist die Zeit, wo er dem Erzieher entwachsen und dem Philisterleben noch nicht preisgegeben ist, sie ist so ziemlich die einzige Zeit im Leben des modernen sogenannten gebildeten Menschen, wo er überhaupt die Möglichkeit hat, den Trieben, die in seiner Seele, seinem Geist und auch in seinem Körper leben, einigermassen in Schönheit, in Freiheit Genüge zu thun, wenn er nur will — er will freilich bei Weitem nicht immer.

Nun, die Zeiten sind allerdings ganz andere geworden, als sie in früheren Jahren waren, und ganz besonders bei uns in Deutschland. In Wien haben wir es noch vor wenigen Monaten erlebt, dass auch die Studentenschaft an der Rebellion von einigen Stunden theilhaftig war, wo es galt, den Grafen

*) Man war so freundlich, meine improvisirten Worte, die ich in der Feenpalast-Versammlung am 16. Juli in der Diskussion sprach, mitschreiben zu lassen. Ich habe nichts irgend in Betracht Kommendes geändert und nichts hinzugesetzt. Die Ausdrucksweise, die sich vor einer solchen Riesenversammlung einstellt, ist ausserordentlich verschieden von der im einsamen Zimmer; ich halte es daher für das Beste, meinen Ausführungen die ursprüngliche Form zu lassen.

Badeni nach Polen zurückzuschicken, damals, als die Studenten auf den Strassen und freien Plätzen von Wien das Proletariat grüssten mit den Worten: „Heil Proletariat!“ und dieses antwortete: „Es lebe die studirende Jugend!“ — eine Periode, wie sie selbst in Oesterreich nur zu den Ausnahmen, den Seltenheiten gehört, und wie sie auch da nur möglich ist, weil dort die Regierung so ungemein verrottet und heruntergekommen ist, dass das Bürgerthum in eine revolutionäre Stimmung hineingetrieben wurde — wo wäre in Deutschland eine solche Szene möglich, dass die Patent-Studenten, die Mitglieder des Vereins Deutscher Studenten, oder eines Corps oder einer Burschenschaft auf öffentlicher Strasse dem Proletariat, dem scharf demonstrierenden Proletariat, Heil und Gruss zuriefen!

Aber ich meine, die Zeiten werden und müssen wiederkommen, wo der Student und der Sozialismus nicht zwei Dinge sind, die weit auseinander liegen, sondern wo sie zusammengekommen sind, wo der Student, aus zwei Gründen hauptsächlich, zum Sozialismus Stellung genommen hat und hat Stellung nehmen müssen. Diese zwei Gründe sind: erstens, dass der Student sich im tiefsten Innern seiner Privilegien schämt; und zweitens, dass er sich mit allen seinen Kräften, mit allen seinen Gedanken, auflehnt gegen die Unterdrückung, gegen die verrotteten und falschen Ideen und Ideen-Institutionen, unter denen er ebensogut leidet wie jeder andere Mensch, der in den sogenannten Kulturstaaten lebt. Dieses Gefühl, dass er auf dem Rücken der Arbeitsmenschen emporgehoben ist, dass er sein einigermassen freies und gutes Leben nur führt, weil er die Existenzmittel sein eigen nennen kann, die durch die Arbeit, die harte körperliche Arbeit, Anderer ihm verschafft worden sind, dieses Gefühl der Scham und der Erbitterung über seine eigene verhältnissmässig glückliche Lage auf der einen Seite, über die Lage der Arbeiter auf der andern Seite, muss den Studenten, soweit er auf Ehre und Würde, ja nur auf Anstand etwas giebt, ins Lager des Sozialismus hineinführen — gleichviel zunächst, in welches der verschiedenen sozialistischen Lager — und ebensogut die andere Erwägung, dass nur, wenn die Menschen einander die Hand geben, sich mit einander vereinigen, der Druck entfernt werden kann.

Woher kommt es denn, dass in der gegenwärtigen Zeit — man kann sagen, seit den Junitagen 1848 — woher kommt es denn, dass mit diesem Moment das Bürgerthum seine freiheitlichen Ideale vergessen, nicht blos vergessen, sondern mehr als einmal verrathen und in den Schlamm und den Koth getreten hat? Es kommt nur daher, dass das Bürgerthum gewahr geworden ist, dass die Freiheit, dass die Bildung, dass die Gleichberechtigung auf politischem Gebiet dazu führt, dass der Arbeiter, der wirthschaftlich Unterdrückte, sich auflehnen will, auflehnen kann, gegen den wirthschaftlichen und kapitalistischen Druck, gegen die Institutionen auf wirthschaftlichem Gebiet, die ihn in die Rolle der Sklaven, in die Rolle der Lohnarbeiter, hineindrängen. Deswegen, aus Furcht vor dem was nachkommt, aus Furcht vor Denen, die die Grundlage, die Basis dieser bürgerlichen Gesellschaft bilden, aus dieser Angst heraus hat das Bürgerthum seine eigenen Ideale, seine eigenen Freiheitsbestrebungen verlassen und aufgegeben; aus diesem Grunde werden immer grössere Schichten, aus diesem Interesse, aus diesem nackten wirthschaftlichen Geldbeutel-Interesse, werden immer mehr Schichten von ihren freiheitlichen Ansichten auf politischem, auf religiösem, auf moralischem, auf allen möglichen

Gebieten abgetrieben und kommen in das Lager der Reaktionäre krasser Art. Das deutsche Bürgerthum hat allen Grund, sich dieser Lage bewusst zu werden und die Frage zu untersuchen: wie ist es möglich, dass wir die Ideale wieder aufrecht erhalten können, dass wir unsere Ansichten frei an den Tag legen können, nicht mehr die Knechte eines Systems sein müssen auf Grund einer Carrière, die wir ergreifen müssen, dass wir aus diesem gesellschaftlichen und politischen System herauskommen können? Nun denn, es ist möglich dadurch, dass das gebildete Bürgerthum, der Student und der Studirte, die Lehren des Sozialismus begreift, dass er begreift: es ist nicht nothwendig, dass diese zwei Rassen auf Erden existiren, die Reichen und die Armen, die Oberen und die Unteren, es ist nicht nothwendig, dass in dieser krassen, entsetzlichen Art die Ungleichheit der Menschen existirt; es ist möglich, angängig, nothwendig, dass die Existenzbedingungen gleichgemacht werden, dass Jeder, der Menschenantlitz trägt, die Möglichkeit hat, in derselben Weise an der Kultur, mit Hilfe der Technik, die uns zu Gebote steht, für unsere Bedürfnisse zu arbeiten, und dann auch die Freude, die Schönheit, die Freiheit, den Luxus, den Schmuck des Lebens zu geniessen — nicht in der gedankenlosen und abscheulichen Weise, wie es heute die oberen Klassen thun, sondern in schöner, ausgeglichener, freier, würdiger Weise, als Menschen, die wissen, dass sie ihre Arbeit thun; die nothwendig ist, um die Kultur aufrecht zu erhalten, dann aber auch die Möglichkeit haben, alle ihre Anlagen und Triebe auszuleben und vollauf zu entfalten und zu befriedigen.

Das ist eine Lehre, die, meine ich, auch dem Studenten, wenn er über sich nachdenken kann und vor Allem auch will, nicht allzu fremd sein kann. Und auch jenes Andere, dass der Student Grund hat, sich seiner Privilegien zu schämen, kann ihm nicht zu fern liegen, wenn er bedenkt, wie viele herrliche Anlagen unterdrückt werden, wie viel ausserordentliche Begabung niedergedrückt, in ihrer Entfaltung und Bethätigung unmöglich gemacht wird, weil die wirthschaftlichen Verhältnisse so jammervoll, so elend sind, dass die Düm্মsten studiren können und Andere, die tausendfach grössere Begabung hätten, die oft thurmhoch über ihnen stehen, ins entsetzlichste Elend versinken und obdachlos, arbeitslos, dem Zuchthaus und dem Arbeitshaus verfallen.

Ein Wort über die soziale Ethik der Zukunft.

Von
Elizabeth Hudry-Menos.
(Paris.)

Der Ursprung und das Ziel aller Moral ist das soziale Leben. Jede wissenschaftliche von religiöser oder metaphysischer Autorität freie Moral basirt auf diesem Grundsatz. Sie entwickelt sich mit dem sozialen Organismus, indem sie gleichsam den Schatten seines Strebens nach dem höhern Ideal vorauswirft; ist dieses erreicht, so vertauscht sie es mit einem höhern. Zuerst waren es Thatsachen, Kundgebungen des Lebens, welche auf den Intellekt des Menschen einwirkten, und nach welchen er die Wirkungen auf sein eigenes Wohlbefinden und das der Andern beurtheilte. Erst in einem späteren Stadium bildete sich in ihm das Prinzip aus, nach welchem diese Kundgebungen des Lebens legal oder illegal waren. Da die Erkenntniss und die Moral dem Recht und Gesetz vorhergehen, so kann man vorausschen, welcher Art der Einfluss auf Recht und Gesetz sein wird, wenn die

Befreiung der Wissenschaft von der Herrschaft der privilegierten Klassen, in deren Interesse es liegt, die soziale Kraft der Wissenschaften möglichst zu unterdrücken, vollzogene Thatsache sein wird. Schon jetzt übt die Wissenschaft und die ihr inwohnende Moral ihren Einfluss auf einzelne Geister aus. Während für die Menschen früherer Zeiten Recht und Gesetz einen göttlichen Willen bedeuteten, der sich in dem Willen des Königs oder des Priesters kundgab, sieht der moderne Geist in ihnen nichts Anderes, als Gottheiten, welche der Mensch sich selbst geschaffen hat, und die er mit Hilfe der Wissenschaften in ihr Nichts zurückführen kann.

Erst wenn man einsieht, dass das Recht und Gesetz nichts Uebernatürliches an sich haben, haben diese beiden Tyrannen ihre Macht über die Menschen verloren. Das Recht und das Gesetz sind aus dem Bedürfniss der Uebereinstimmung entstanden, welches den sozialen Organismen, deren wechselseitige Beziehungen eine Existenznothwendigkeit sind, innewohnt. Die Formen aber, unter denen sich dieses Uebereinstimmungs-Bedürfniss kundgibt, ändern sich in ihren Fortschritten und in ihrer Moral unaufhörlich unter dem Einfluss der Erkenntniss.

Die Zeit ist also nicht mehr fern, in der die Menschen die zeitweiligen Formen ihrer ewigen Zusammengehörigkeit annehmen werden, ohne sich zu Sklaven derselben zu machen, und immer bereit sein werden, vollkommeneren Formen der Vereinigung zu schaffen. Sie tappen bei dieser Arbeit jetzt noch im Dunkeln und sind unfähig, die Tragweite des von ihnen bewirkten Fortschritts zu übersehen.

Die individuelle Moral der Vergangenheit, die religiöse wie die philosophische, passte schlecht zu dem alten, in den Formen einfachen, in den Bewegungen langsamen sozialen Organismus. Der Hass, welchen sie unter den Individuen begründete, war feige und legte einer Gruppe nur sehr wenig Pflichten der andern Gruppe desselben Landes gegenüber auf. Und gar keine Pflichten bestanden für ein Land dem andern Lande gegenüber. Man gab dem Bettler, welcher vorbeiging, zu essen, man liess sein Geldstück in den Beutel des Almosen sammelnden Mönchs fallen, und man glaubte seine Pflicht gegen seinen Nächsten erfüllt zu haben; denn die Beziehungen und der Austausch unter einander waren nur selten und wechselnd. Die Wissenschaften und ihre Anwendung befanden sich noch in einem Kindheitszustand; die Bildung und die Fülle, aus der sie schöpft, waren von den Reichsten kaum leichter zu erreichen, als von den Aermsten.

Ganz anders ist es damit in unserer Zeit. Der Austausch und der Verkehr ist notwendig und lebhafter geworden; um die elementarsten Forderungen unseres physischen Lebens zu befriedigen, brauchen wir das Zusammenarbeiten unzähliger Gehirne und Hände; nicht minder für unsere geistigen und künstlerischen Bedürfnisse. Die Aufgeklärtesten unter uns verstehen auch, dass sich eine neue, derjenigen unserer Väter überlegene Ethik durchsetzt. Das soziale Bewusstsein ahnt diese neue Ethik überdies; daher das Unbehagen wenn man sieht, wie eine senile Moral nur Palliativmittel in der allgemeinen Verwirrung anpreist.

Um eine der modernen Entwicklung entsprechende soziale Ethik einzuführen, giebt er nur ein Mittel: die Wissenschaft mit dem Leben zu vereinigen, wie Enrico Ferri sich ausdrückt, d. h.: die Wissenschaft muss dazu dienen, der Existenz eines Jeden eine Fülle von Inhalt zu geben, welche dem Grade der von den Wissenschaften selbst in ihren Anwendungen erreichten Entwicklung entspricht. Noch nützen die Wissenschaften zum grossen Theil nur den vom Vermögen Bevorzugten. Das gegenwärtige soziale Uebel rührt eben daher, dass die Mittel zum materiellen und intellektuellen Wohlbefinden, zu deren Besitzer die Wissenschaft den Menschen macht, nicht der ganzen Gesellschaft dienen. Nur Wenige können sie vollkommen geniessen, und ihr Genuss wird vergiftet, mag es dem Einzelnen bewusst sein oder nicht, durch die Thatsache, dass Millionen Wesen nur Brocken dieses Wohlbefindens haben, welches ihnen ebenso gut wie den Anderen gehört; denn dieses Wohlbefinden ist das Resultat der Anstrengungen der Menschheit der Vergangenheit, deren rechtmässige Erben alle Menschen sind, und nur die Arbeit dieser Unterdrückten ermöglicht es, dieses Wohlbefinden aufrecht zu erhalten und fortzusetzen.

Die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen ist nicht mehr locker wie zur Zeit, als die Verbindungen von Stadt zu Stadt langsame waren und von Land zu Land fast garnicht existirten; „und die Moral, welche als Ausgangspunkt die Anpassung an die allgemeinsten Lebensbedingungen hatte, erhebt sich allmählich zu immer spezielleren Funktionen.“ *)

Aus dem Studium aller biologischen und sozialen Erscheinungen ergibt sich also immer gebieterischer die Nothwendigkeit der Solidarität.

Die Menschheit der Vergangenheit, welche im Glauben an eine übernatürliche Offenbarung danach strebte, individuell zu einem hypothetischen Jenseits zu gelangen, musste ihre angeborene Sucht zu Gewaltthätigkeiten durch die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf überirdische Vergeltung im Zaume halten. Die Menschheit von heute wird sich bemühen, durch gesellschaftliche Arbeit zu einem fortschreitend besseren Zustand zu gelangen, der Allen gestatten wird, ein mit den jeweilig technisch möglichen materiellen Bedingungen in Uebereinstimmung stehendes physisches, geistiges und moralisches Leben zu geniessen. Sie wird ihre Pflicht der Solidarität erfüllen, nicht um irgend welchen Autoritäten, Göttern, Königen oder Gendarmen zu gehorchen, sondern aus dem natürlichen Verlangen heraus, sich in der grösstmöglichen Lebensintensität zu erhalten. Dieser zum Willen, zur Pflicht gewordene Wunsch, ist das einzige Gesetz, das, um eine beliebte religiöse und metaphysische Redensart zu gebrauchen, in das Herz der Menschen geschrieben ist, das einzige auch, welches, von innen nach aussen wirkt, um das Leben zu immer vollkommeneren sozialen und moralischen Formen sich entwickeln zu lassen.

Kartenhäuser.

Von
Anatole France.
(Paris.)

Die Aesthetik beweist alle ihre Sätze durch das Raisonnement; muss das nicht misstrauisch machen? Zenon von Elea bewies, dass der fliegende Pfeil ruht. Beweisen liesse sich auch das Gegentheil, nur dass es unbequemer wäre, denn dem Raisonnement liegt das Augenscheinliche am entferntesten — ja wir können sagen: Alles lässt sich beweisen, nur nicht das Selbstverständliche. Eine scharfsinnige Argumentation bei einer komplizirten Materie beweist höchstens die Geschicklichkeit des Beweisführenden. Eine Ahnung von dieser grossen Wahrheit müssen die Menschen schon haben; lassen sie sich doch nie von der Vernunft bestimmen, nur Instinkt und Empfindung leiten sie. Sie gehorchen ihren Leidenschaften, der Liebe, dem Hass und vor Allem der heilsamen Furcht. Sie ziehen die Religion den Philosophen vor und vernünfteln nur, um ihre schlechten Neigungen und bösen Handlungen zu rechtfertigen, was zwar lächerlich, aber sehr verzeihlich ist. Die instinktivsten Handlungen gelingen auch in der Regel am besten, und nur ihnen hat die Natur die Erhaltung des Lebens und die Fortdauer der Gattung anvertraut. Philosophische Systeme haben Erfolg, wenn ihre Autoren Genies sind; aber das Wesen der Wahrheit, das alle entdeckt haben wollen, bleibt nach wie vor räthselhaft. In der Moral sind alle denkbaren Anschauungen schon bewiesen worden, und wenn mehrere mit einander übereinzustimmen scheinen, so nur, weil die Ethiker meistens dafür sorgten, sich nicht mit der allgemeinen Empfindung, dem gemeinen Instinkt zu überwerfen. Wenn sie nur der Stimme der reinen Vernunft gefolgt wären, so wären sie mit ihrer Hilfe, der eine auf diesem, der andere auf jenem Wege zu geradezu un-

*) Guillaume de Greef: Introduction à la Sociologie; Felix Alcan, Paris 1896.

geheuerlichen Schlussfolgerungen gelangt. Sehr gut lässt sich das an einigen religiösen Sekten und Haretikern beobachten, die unter der suggestiven Gewalt der Einsamkeit mit Verachtung auf das blickten, was das gewöhnliche Menschenvolk in seiner Einfalt für richtig hält.

Die Kainiten waren vielleicht garnicht so üble Philosophen: sie hielten die ganze Schöpfung für missrathen und gaben deshalb ihren Anhängern die Vorschrift, alle physischen und moralischen Gesetze zu verletzen, sich Verbrecher zum Vorbild zu nehmen und hauptsächlich Kain und Judas nachzuahmen. Sie deduzirten nach allen Regeln der Kunst, und doch war ihre Moral abominabel. In allen Religionen steckt die nicht unnütze Wahrheit, dass die Menschen eine bessere Führerin haben, als die Vernunft; sie müssen aufs Herz hören.

Nirgend aber lässt sich mehr und besser argumentiren als in der Aesthetik; denn da haben wir gar keinen festen Boden mehr unter den Füßen; da sind wir rein in den Wolken. Misstrauen ist da besonders geboten; in der Aesthetik muss man sich einfach vor Allem fürchten, vor der Objektivität wie vor der Subjektivität, vor der Kälte wie vor der Leidenschaft, vor der Gelehrsamkeit wie vor der Einfalt, vor der feinsinnigen und geistvollen Darstellung wie vor der schlichten; besonders vor der letztern: Unschuld ist ja immer viel gefährlicher als List. Hüte Dich in der Aesthetik vor den Sophismen, vor Allem, wenn sie schön klingen, und es giebt da solche, die ganz wunderschön klingen. Selbst dem mathematischen Geist ist nicht zu trauen; er ist so vollendet, so göttlich, aber auch so fein in seinem Mechanismus, dass sein Räderwerk nur im leeren Raum arbeiten kann, und ein Sandkorn genügt, um seine Funktionen zu stören. Wir zittern, wenn wir daran denken, was ein Sandkorn in einem mathematischen Gehirn anrichten kann. Man denke an Pascal!

Die Aesthetik hat keinen festen Untergrund; sie ist ein Luftschloss. Sie wird auf die Ethik gestützt, aber es giebt keine Ethik. Es giebt auch keine Soziologie, noch weniger eine Biologie. Bloss im Kopfe Auguste Comtes gab es eine Vollendung aller Wissenschaften. Sein Werk ist aber blosses Prophetie. Wenn die Biologie einmal konstituiert ist — das heisst in einigen Millionen Jahren —, lässt sich vielleicht auch eine Soziologie konstruiren; das wird wieder eine gehörige Zahl von Jahrhunderten dauern, und nachher erst wird man daran gehen können, auf soliden Unterlagen eine Wissenschaft der Aesthetik zu schaffen. Aber dann wird unser Planet auch recht alt und an den Grenzen seiner Bestimmung sein. Die Sonne, deren Flecken uns jetzt schon nicht grundlos beunruhigen, wird dann der Erde nur ein düsterrothes und russiges, halb mit undurchsichtigen Schlacken bedecktes Antlitz zeigen, und die letzten Menschen, die tief in die Erdschächte gekrochen sind, werden sich weniger darum sorgen, das Wesen des Schönen zu ergründen, als in der Finsterniss ihr letztes Stück Kohle zu verbrennen, bevor sie das ewige Eis verschlingt.

Um der kritischen Aesthetik eine gewisse Unterlage zu schaffen, weist man auf allgemeine anerkannte traditionelle Urtheile hin. So etwas giebt es nicht. Es ist richtig, dass manche Werke fast allgemein einen guten Ruf haben; aber es handelt sich dabei um Vorurtheile, nie um wirkliche Wahl. Die Werke, die Jeder bewundert, sind die, die Keiner prüft; man nimmt sie wie eine kostbare Last hin, die man Anderen weiter reicht, ohne sie erst anzusehen. Glauben Sie wirklich, dass sehr viel eigenes Urtheil in der Ehrfurcht liegt, die wir den griechischen und lateinischen und selbst unseren Klassiker zollen? Und

kommt etwa der Geschmack ganz unabhängig zu Stande, der uns bei dem einen, zeitgenössischen Werke sagen lässt: es gefällt mir, bei dem andern: es gefällt mir nicht? Wird er nicht durch sehr viele Umstände bestimmt, die mit dem Inhalt des betreffenden Werkes nichts zu schaffen haben? Ist für ihn nicht besonders der Nachahmungstrieb bedeutsam, der beim Menschen wie beim Thiere eine so grosse Rolle spielt? Wir brauchen diesen Nachahmungstrieb, um ohne allzugrosse Wirrungen und Irrungen durchs Leben zu kommen; wir treffen ihn in allen unseren Handlungen an, und er beherrscht auch unsern ästhetischen Sinn. Ohne ihn würden die Ansichten in Sachen der Kunst noch viel weiter auseinandergehen, als sie es jetzt schon thun. Seine Wirkung ist es, wenn ein Werk, das aus irgend einem Grunde zunächst nur ein Paar Anhänger gefunden hat, schliesslich die Masse hinter sich hat. Nur die Ersten waren frei, alle Anderen gehorchen nur. Ihr Urtheil hat weder Spontaneität und Bedeutsamkeit, noch steht Empfindung oder Charakter dahinter; ihre Zahl aber macht den Ruhm aus, Alles hängt von sehr kleinem Anfang ab. So haben Werke, die bei ihrem Erscheinen Nichtbeachtung fanden, wenig Aussicht später zu gefallen, auf der anderen Seite sind Werke vom ersten Augenblick an berühmt und bleiben es bis in eine Zeit hinein, wo sie ganz unverstänlich geworden sind. Der beste Beweis dafür, dass das allgemeine Gefallen eines Werkes die reine Wirkung des Vorurtheils ist, liegt darin, dass es mit ihm aufhört. Hierfür liessen sich zahlreiche Beweise anführen; ich will mich auf einen beschränken. Vor mehreren Jahren legte die militärische Prüfungskommission den Kandidaten beim Einjährig-Freiwilligen-Examen als Diktat eine Stelle aus einem nicht genannten Schriftsteller vor. Verschiedene Zeitungen zitierten sie, machten sich darüber nach Kräften lustig und erweckten die Heiterkeit ihrer gebildeten Leser. Wo hatte die Prüfungskommission, so fragte Alles, bloss diese barokken und lächerlichen Phrasen hergenommen? Und doch hatte sie sie aus einem sehr schönen Buch geholt; die Stelle stammte von Michelet, von Michelet aus seiner besten Zeit. Die Herren Offiziere hatten den Text ihres Diktates jener berühmten Beschreibung Frankreichs entnommen, womit der grosse Schriftsteller den ersten Band seiner Geschichte Frankreichs schliesst und die eines der berühmtesten Kapitel ist: „En latitude, les zones de la France se marquent aisément par leurs produits. Au nord, les grasses et basses plaines de Belgique et de Flandre avec leurs champs de lin et de colza et le houblon, leur vigne amère du nord“ etc. etc. Ich habe Kenner über den Stil dieser Sätze lachen sehen, sie glaubten, dass sie von irgend einem alten Sergeanten herrührten. Der Spötter, der am lautesten lachte, war ein grosser Bewunderer Michelets. Die Stelle ist bewundernswürdig, aber um allgemein bewundert zu werden, muss sie doch erst unterzeichnet sein. So geht es mit allen Sätzen, die ein Mensch schreibt. Andererseits hat ein grosser Name Aussicht, blind gelobt zu werden. Victor Cousin entdeckte in Pascal Erhabenheiten, und später fand man, dass es blos Fehler des Kopisten waren. Er gerieth über gewisse „abgründtiefte Stellen“ in Entzücken, die blos vom schlechten Lesen herrührten. Gewiss hätte Herr Victor Cousin die abgründtiefen Stellen bei einem seiner Zeitgenossen nicht bewundert. Die Rhapsodien eines Vrain Lucas wurden von der Akademie der Wissenschaften auf den Namen von Pascal und Descartes günstig aufgenommen. Ossian schien Homer zu gleichen, so lange man ihn für einen alten nordischen Sänger hielt; seitdem man weiss, dass es blos Mac Pherson war, will man nichts mehr von ihm wissen.

Die Menschen bewundern einen Gegenstand in seiner Allgemeinheit gemeinschaftlich, zieht man aber die Einzelheiten in Frage, so bewundern sie doch sehr Verschiedenes. In einem und demselben Buche gefallen ihnen ganz entgegengesetzte Dinge, die sich unter einander nicht vertragen. Es wäre ein sehr interessantes Werk, wollte man die Geschichte der Kritik über eines der Bücher schreiben, mit denen sich die Menschheit am meisten beschäftigt hat: Hamlet, die Göttliche Komödie und die Ilias. Heute fesselt uns die Ilias durch ihren urwüchsigen, primitiven Charakter, den wir in ihr so getreu ausgedrückt finden. Im XVII. Jahrhundert diente Homer als Vorbild wegen seiner genauen Beobachtung der Regeln der Epöpe. „Sie können“, sagte Boileau, „davon überzeugt sein, dass, wenn Homer das Wort Hund angewendet hat, dieses Wort im Griechischen einen edlen Klang hat.“ Solche Ansichten scheinen uns heute lächerlich. In 200 Jahren werden unsere Ansichten vielleicht ebenso lächerlich erscheinen, denn wir können doch schliesslich die Behauptung nicht zu dem Range der ewigen Wahrheiten erheben, dass Homer primitiv ist, und dass das Primitiv bewundernswürdig ist. Es giebt in Sachen der Litteratur nicht eine Meinung, die sich nicht bequem durch die entgegengesetzte Meinung bekämpfen liesse. Wer möchte sich vermessen, einen Streit zwischen zwei Flötenspielern zu schlichten?

Soll man also weder Aesthetik noch Kritik treiben? Das sage ich nicht. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass beides eine Kunst ist, und dass Anmuth und Leidenschaft in sie hineingelegt werden müssen; denn ohne beides giebt es keine Kunst.

Rundschau.

Kunst.

Arno Holz hat im April-Heft der Harden-schen Zukunft eine acht Seiten umfassende Selbstanzeige seiner Gedichte: Phantasia (Berlin, Joh Sassenbach) veröffentlicht. Diese Gedichte bedeuten — nach Holz — die ungeheuerlichste, ja die erste Revolution, welche die Lyrik erlebt hat. Noch heut handhabt diese Kunst ihre Mittel ebenso, wie sie unsere Grossväter gehandhabt haben, die sie wieder wie ihre Grossväter handhabten. In der Lyrik aller Völker und Zeiten stossen wir auf dasselbe Grundprinzip, auf das Streben nach einer gewissen Musik der Worte als Selbstzweck, nach einem Rhythmus, der nicht nur das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt, sondern den daneben noch seine Existenz als solche erfreut. Keine Form der Lyrik liess den Worten ihren natürlichen Werth. Wenn andere Leute aus den vielen und mannigfaltigen Entwicklungsstufen einer Erscheinung das Bleibende, das Grundprinzip herauskrystallisirt haben, so glauben sie das Typische dieser Erscheinung, ihr unabänderliches Wesen gefunden zu haben, aus dem sie ihre

allgemeinen Gesetze ableiten. Nicht so Holz. Was bedeutet die geschichtliche Vergangenheit gegenüber den Jahrtausenden, welche die Lyrik betreibende Menschheit noch vor sich hat! Gegenüber dem „überlieferten“ Prinzip also fordert Holz „eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet, und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt“. Die überlieferten Kunstmittel nur sind Reim und Rhythmus. Gegen den Reim macht Holz geltend, dass er in unserer Sprache ursprünglich nicht liegt, dass 75 % ihrer Vokabeln und mit ihnen ihre realen Aequivalente für ihn un verwendbar sind, und daher der gesammte Horizont unserer Lyrik um 75 % enger erscheint als der unserer Wirklichkeit! Im Gegensatz zu diesen historischen, logischen und algebraischen Beweisen, die er gegen den Reim anführt, begnügt sich Holz gegen die Strophe sein — allerdings sehr beklagenswerthes — individuelles Gefühl geltend zu machen, dass ihm nämlich selbst aus der schönsten Strophe der Leierkasten hervortöne. — Schliesslich

genügen auch die freien Rhythmen Heines oder Goethes seiner neuen Forderung nicht, denn wenn Heine „Meer“ sagt, so klingt dies wie „Amphitrite“; er aber will den Worten in der Lyrik ihren natürlichen Klang und Werth zurückgeben. Der langen Rede kurzer Sinn ist also der: die Lyrik soll ihren Schwesterkünsten, dem Epos und dem Drama, auf dem allein seligmachenden Wege des Naturalismus folgen. Wenn man den Begriff einer naturalistischen Lyrik bilden will, so kann sich der Naturalismus zunächst sowohl auf den Inhalt als auf die Form beziehen. Naturalistische Lyrik dem Inhalte nach kann man einen grossen Theil der Liliencronschens Gedichte und die der früheren Schaffensperiode von Dehmel nennen; was Holz schaffen will, ist formal naturalistische Lyrik. Er will die „Fesseln“ der Form sprengen. Aber sind Reim und Strophe wirklich Fesseln? Kann die Lyrik wie das Drama die Wirklichkeit einfach abkouterfeien? Ihr Darstellungsobjekt sind ja innere Zustände, die als solche gar keinen direkten Ausdruck besitzen. In Worten drücken sie sich nur zum kleinsten Theil aus. Der Lyriker, der sie darstellen will, und dessen einziges Mittel Worte sind, der keine Gebärde, nicht die äussere Gestalt zu Hilfe nehmen kann, wie der Dramatiker, muss ja mit andern Mitteln wirken, als die Natur selbst, da er nur eins ihrer Mittel verwerthen kann. Er ist daher darauf angewiesen, das musikalische Element, das in den Worten selbst, das rhythmische, das in ihrer Anordnung liegt, zur Darstellung des inneren Zustandes auszubeuten. Musik und Rhythmus der Worte sind also, weit entfernt, je Selbstzweck gewesen zu sein, wie Holz behauptet, wesentliches und unentbehrliches Ausdrucksmittel. Was soll das überhaupt heissen, Musik und Rhythmus seien „Selbstzweck“ gewesen? Dies nach beiden Seiten schielende Wort sagt garnichts. Es giebt gar keine „blosse“ Schönheit. Schönheit ist immer nur schön durch das, was sie ausdrückt, resp. durch das Gefühl, das sie erregt. Der Rhythmus kann nur durch das Leben, „was durch ihn zum Ausdruck ringt“, er hat gar kein anderes Leben. Und was den musikalischen Klang der Worte in neuester Zeit den französischen und deutscher Symbolisten anschauend zum „Selbstzweck“ hat werden lassen, ist gerade das Bedürfniss nach einem Ausdruck, der unmittelbarer, der intimer sei als das Wort, soweit es Begriff ist. — Und warum will Holz der Lyrik ihre Ausdrucksmittel rauben? Weil diese „überlieferten“ Worte keine „Entwickelungswerthe“ mehr seien. Wenn Holz uns nur diese neuen

„Entwickelungswerthe“ zeigte! Aber er giebt, einstweilen lediglich ihr „Prinzip“. Und mit dieser Wegwerfung der alten Mittel glaubt er die Lyrik revolutionirt zu haben! Er revolutionirt nicht nur Drama und Lyrik, sondern auch Aesthetik und Kunstgeschichte. „Das Ziel einer Kunst“ so hören wir, „bleibt stets das gleiche; nämlich die möglichst intensive Erlassung des Komplexes (?), der ihr durch die ihr eigenthümlichen Mittel überhaupt offen steht.“ „Nach den verschiedenen Methoden, dies Ziel zu erreichen, messen sich die Etappen der Kunst.“ Darnach wäre also die Kunstgeschichte die Geschichte der Kunsttechnik. Auf diese in seiner 1890 erschienenen Aesthetik: Kunst durchgeführte Ansicht einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Was die Selbstanzeige so unfreiwillig komisch und zu einem Kuriosum macht, das ist, dass dieser gräbererschütternde Posatunruf des Naturalismus in eine Zeit fällt, da dieser als „Schule“ längst aufgegeben ist. Da das tiefe Gefühl von der Unzulänglichkeit alles Ausdrucks zum grössten Raffinement der Ausdrucksmittel geführt hat, so sind wir zum mindesten — frappirt, wenn wir von Holz hören, dass „ein Epiker, der einem vorgefassten Klangschemata zu Liebe, sich noch an der Niederschrift, und sei es auch nur einer einzigen Silbe, hindern liesse, heut einfach nicht denkbar“ sei. — Aber wir müssen gerecht sein; wir müssen anerkennen, dass Holz ein wirklich konsequenter, ehrlicher Naturalist ist, den seine Natur zum Naturalismus geradezu prädestinirte — wie sein — in seiner Art — vorzüglicher Bierulk: Sozialaristokraten beweist. Er steht der Natur so „rein“ gegenüber, dass für ihn allerdings sich Alles in die Formel konzentriren muss, „die Worte weder aufzupusten, noch zu bronziren oder mit Watte zu umwickeln, sondern ihre ursprünglichen Werthe ihnen zu lassen“. Nur aus seinem kindlichen Glauben an seinen ureigenen Naturalismus, der nahezu als Monomanie in die Erscheinung tritt, ist es auch zu erklären, dass er die Lyrik revolutionirt zu haben glaubt. In Wahrheit stellt seine Proklamation der „natürlichen Werthe der Worte“ nur die Reaktion auf die Uebereinerneuerung der Kunstmittel dar. Ed. K.

Aus der Zeit.

Gladstone und Bismarck — zwei „Staatsmänner“. Ich habe die „Staatsmänner“ in oder richtiger auf Gänzfüssen gesetzt, denn, die sogenannten Staatsmänner watscheln gewöhnlich auf sehr schwachen und unsicheren Beinen, ähnlich wie das ehrbare:

und nützliche Geschlecht der Kapitol-Retterinnen, das ich durch den Vergleich bei Leibe nicht beleidigen will. Genug — die Staatsmannschaft der Herren, die „Staatsmänner“ betitelt werden, steht meistens auf sehr schwachen Füßen. Allerdings, es giebt Staatsmänner und Staatsmänner. In England versteht man unter einem Staatsmann einen Politiker, der den Staat als Commonwealth, das heisst als Gemeinwesen aller, den Staat bildenden Menschen auffasst, und unter Berücksichtigung des Parallelogramms der Kräfte und bei möglichster Ausgleichung widerstreitender Interessen das Wohl der Gesamtheit möglichst zu fördern bemüht ist. In Deutschland hat der Staatsmann die Interessen der augenblicklich herrschenden Klasse oder Kaste zu vertreten; — und Jeden, der andere Interessen hat und andere Wege gehen will, muss der Herr Staatsmann auf die eine oder andere Art mundtot machen. Der englische Staatsmann hat den Willen des Volks zu erforschen und ihn zu vollstrecken. Der deutsche Staatsmann glaubt an seine Unfehlbarkeit und Allweisheit — das Volk ist zu unreif, um einen vernünftigen Willen zu haben — er hat den Willen für das Volk, und wenn das Volk sich sträubt, gegen das Volk.

Bismarck war ein Staatsmann im deutschen Sinn, kein Staatsmann im englischen.

Gladstone einer im englischen Sinn, keiner im deutschen.

Dies zeigt schon die Verschiedenheit der beiden Männer, die mit Ausnahme der Thatsache, dass sie Beide über 80 Jahre alt geworden sind und lange Jahre an der Spitze grosser Staaten gestanden haben, nichts mit einander gemein haben. Sie konnten einander auch nicht leiden. Bismarck schalt Gladstone einen heuchlerischen Schönredner, Gladstone Bismarck einen gewissenlosen Halbbarbaren. Beide hatten in etwas Recht. Gladstone hatte entschieden etwas Pfäffisches — er konnte nie Ja oder Nein sagen, sondern hielt immer eine Rede. Und die Bismarckschen Manieren, z. B. im preussischen Landtag und deutschen Reichstag, waren in den Augen eines Engländer allerdings die eines ungehobelten Halb- oder Ganzbarbaren, etwa eines politischen Cetewayo. Ein Mann mit solchen Manieren, der so zynisch dem Parlament seine Verachtung ins Gesicht speit, wäre, wenn er überhaupt in England hätte Minister werden können, keine 24 Stunden Minister geblieben. Ein Bismarck ist in England undenkbar. Wohl auch in jedem anderen Lande ausser dem vorrussischen Preussen, wo der verarmte Betteladel in den fünfzig-

Jahren noch mehr als heute die Instinkte des Raubritters und den Ehrgeiz des Condottiere hatte, auf Eroberung und Bereicherung sann — und nur den richtigen Moment und den richtigen Mann erwartete. Der richtige Mann war Otto von Bismarck, und, als er sich anbot, war auch der richtige Moment. Das deutsche Bürgerthum brauchte den Einheitsstaat, um wirthschaftlichen Elbogenraum zu gewinnen. Es hatte nicht das Zeug gehabt, die nationale Handels- und Geschäftseinheit unter eigener Firma zu errichten, und nahm gern die Dienste des ihm sonst so verhassten Junkerthums an. Und da blühte denn der Weizen des „tollen“ und dabei bauernpflügenden, zu jedem Strich und jedem diplomatischen und sonstigen Schelmenstück bereiten Junkers Otto von Bismarck, der mit der Keckheit und geriebenen Hinterlist eines italienischen Condottiere die nöthige Arbeit auch verrichtete, und ausserdem den sehr gut bezahlenden Herren Bourgeois auch Polizeidienste gegen die Sozialdemokratie leistete. So entstand das preussisch-deutsche Kaiserreich, das eine Fäschung des alten Reichsgedankens, und mit seinem fehlenden Südwestviertel im Grund ein Hohn ist auf die „nationale Einheit“ — dem bürgerlichen Prozentpatriotismus aber genügt. Drei Kriege eingefädelt, das Blaue vom Himmel gelogen, mit Gott und der Welt gemogelt, das deutsche Reich und das arbeitende Volk Deutschlands der Bourgeoisie und ihren Prätorianern, den Junkern, als Beute hingeworfen — einen ebenso brutalen als blödsinnigen Krieg gegen die Sozialdemokratie geführt und darin schmählich unterlegen — das heisst in Deutschland „ein grosser Staatsmann“ — ja „der grösste Staatsmann aller Jahrhunderte“. Wir Deutsche sind sprüchwörtlich sehr bescheiden. In England, wie gesagt, sind solche Staatsmänner nicht möglich. Wäre Bismarck in England geboren worden, und hätte im Vaterhaus nicht Mores gelernt, so wäre er in Eton oder Oxford von seinen Kameraden entweder manierlich oder todt geprügelt worden. Und in England, wo die Politik eine Wissenschaft und Kunst ist, kann man Leute nicht brauchen, die von Nationalökonomie keine Ahnung, für die Klassenkämpfe der modernen Zeit kein Verständniss, und vom Staat ungefähr dieselbe Vorstellung haben, wie ein südamerikanischer Viehzüchter von seinen Heerden.

Gladstone musste auf der Schule und auf der Universität tüchtig schenken, das englische Verfassungswesen studiren und in harter Debatte mit den Mitstudenten gegnerischer Parteien sich herumschlagen. So lernte er Politik. Konservativ durch Er-

ziehung, lernte er, dass die Kornzölle nicht staatsertaltend waren, sondern staatszerstörend, und trennte sich von den Konservativen, die von den Kornzöllen nicht lassen wollten. Umgekehrt wie Bismarck, der den Staat in sein enges reaktionäres Prokrustesbett einzwängen wollte, lernte er, dass ein Staatsmann der Entwicklung des Volkes folgen muss, und er entwickelte sich weiter, bis er schliesslich Führer der liberalen Parteien ward. Und weil er, immer lernend und immer weiter sich entwickelnd, zur Einsicht gelangen musste, dass es auch mit dem Liberalismus zu Ende ging, kam er, der fast Achzigjährige, noch dazu, die Nothwendigkeit des Sozialismus, wenn auch noch nicht sein Wesen, zu verstehen. Und während der „Halbbar“ in Preussisch-Deutschland den Reklameruhm, den ihm sein patriotischer Geheimbund mit Napoleon, sein patriotischer Uebe. fall O. sterreichs und seine patriotische Fälschung der Emser Depesche eingebracht hatte, in blödsinnigem Kampf gegen die Sozialdemokratie verspielte, sprach der alte Gladstone das monumentale Wort aus: „Die Eigenthumsklassen sind Hindernisse des menschlichen Fortschritts geworden. Das zwanzigste Jahrhundert gehört dem Sozialismus.“

Ob Gladstone ein grosser Staatsmann war, weiss ich nicht.

Bismarck war weder ein grosser noch ein kleiner.

Natürlich das Wort Staatsmann ohne Gänzfüsschen.

List ist keine Klugheit — Gewissenlosigkeit kein Genie — und heimtückisches Beinstellen keine Gossthat.

Gladstone hat dem englischen Volk billiges Brod geben helfen, er hat für die Steuerentlastung des Volkes gewirkt und die Rechte des Volkes erweitert. Bismarck hat drei Kriege vorbereitet, und dreimal unvorbereitete Feinde besiegt. Er hat Reiche zerstört, und für das Reich, welches er gründete keine andere Stütze gefunden, als das Bajonnet und das Polizeisäbel.

Ein glücklicher Spieler, mit allen Hunden gehetzt, ein glücklicher Gewaltabenteurer, der unsägliches Blend verschuldet und nur mit den niedersten Mitteln gearbeitet, mit den niedersten Faktoren gerechnet hat — nennt sich das Staatsmann?

W. L.

Eugen Richter. Wenn Arbeitskraft ohne Ende und nie versiegende Kampfeslust den Staatsmann machten -- wohl keiner wäre heute so gross in deutschen Landen wie der, der in diesen Tagen seinen sechzigsten Geburtstag beging, fast an dem

Tage, an dem sein grimmigster Feind, sein meistbekämpfter Gegner, Fürst Bismarck, aus dem Leben geschieden ist. Und statt dessen blickt er auf ein versprengtes Häuflein ohne Nachwuchs, abbröckelnd nach rechts und links, zur kurzen Fristung des eigenen politischen Daseins zu jedem Schachergeschäfte bereit, abhängig von dem guten Willen der erbittertsten Feinde, ohne selbständige politische Bedeutung. Wehmuth mag die Seele des alten Kämpfers umdüstern, der, ohne Rechnung auf Ehre und Gewinn, ein volles Menschenalter den Kampf für eine verlorene Sache. Stets in der Minderheit, ein Vertreter des „echten Konservativismus“, der nie Zukunft hat, im aufreibenden und vergeblichen Kampfe, erst gegen den gesinnungslos opportunistischen Flügel der eigenen Partei des Liberalismus, dann gegen die immer rücksichtsloser auftretende extreme Reaktion in Gesellschaft, Staat und Kirche, schliesslich gegen die unbesiegbare vorwärtsschreitende Revolution der neuen Zeit, die Bewegung des demokratischen Sozialismus: immer ein tapferer Kämpfer, überreich an Kenntnissen und Beherrschung des Tagesmaterials, und immer geschlagen, immer auf dem Rückzug — ein trauriges Geschick für einen Mann, der unter anderen Verhältnissen Grosses hätte bedeuten können. Nicht leisten. Die Erkenntniss dessen, was die Zeit an Neugestaltung erfordert, ging ihm ab. Mit engherzigstem Unverständnis, mit kleinlichster Gehässigkeit steht er der grossen Kulturbewegung des Sozialismus gegenüber, von der er nur die Schwächen, die von nichts Menschlichem zu trennen sind, zu erkennen und ins Uebermaass der Karrikatur zu verzerren weiss.

So waren alle seine Verdienste negativer Natur. Wenn es ihm einmal gelang, einen reaktionären Gesetzentwurf zu Fall zu bringen oder auch nur von einer Regierungsvorlage einige kleine Millionenposten an Schiffen oder dergl. zu streichen, das waren die Höhepunkte seiner Laufbahn. Seine Glanzzeit bildete der parlamentarische Kampf der achtziger Jahre gegen die Monopolprojekte, den Bismarckschen Staatssozialismus und die Militärvorlage von 1887. Nur als Klopffechter plumpster Sorte zu Ehren des Kapitalismus den er immer noch im kleinbürgerlichen Gewand der Schulze-Delitzschen Gedankenwelt erblickt, gegen den aufstrebenden Sozialismus konnte er sonst hier und da noch als Vorkämpfer der gesammten bürgerlichen Parteien erscheinen.

Richters Bedeutung liegt in seiner gründlichen Sachkenntniss auf dem Gebiete der ganzen sogenannten inneren Politik, speziell

der Finanzen und der Militärfragen, in seiner einzigen Schlagfertigkeit und der Ehrlichkeit seiner politischen Ueberzeugung — seine Schwäche in der Unfähigkeit zu höherem, über die Nasenspitze hinaus dringendem Ausblick, in der vielfach jesuitisch-knifflischen und unehrlichen Kampfweise, die er befolgt, dem hässlichen, engeistigen Fanatismus für die Privatwirthschaft, der ihn in fast allen Wirthschaftskämpfen scharf gegen die Arbeiter Front machen, nicht einmal zu Gunsten der verhungerten Konfektionsarbeiterinnen gegen ihre Ausnutzer Stellung nehmen liess. So hat er auch Gesinnungsgenossen oft genug abgestossen und seiner eigenen Sache wohl mehr geschadet als genutzt, durch eigensinniges Beharren, sei es auf überwundenen und unsinnig gewordenen Auffassungen, sei es auf vielleicht in sich berechtigten, aber niemals Erfolg verheissenden politischen Grundsätzen, manchen äusseren Erfolg und vor Allem die grosse innere Bedeutung, die eine wahrhaft liberale Volkspartei in unserer Zeit noch hätte haben können, verscherzt.

Den Organisator der Niederlagen hat man ihn genannt. Wirklich war er als Organisator gross, die fortschrittsparteiiche Organisation und ihr Wahlapparat lange ein unerreichtes Muster. Aber was nützt die beste Mühle, wenn sie vergebens klappert, ohne Frucht! Die reaktionären Parteien verfügen über die Organisationen des Staates, der Kirche, der guten Gesellschaft. Und die Sozialdemokratie, die wahrhaft aus den lebendigen Kräften der breiten Volksmassen herausgeboren ist, hat sich mit leichter Mühe eine zweckmässige und erfolgbringende Organisation geschaffen. Die politische Routine der freisinnigen Agitatoren entbehrt des Zusammenhangs mit den wirklichen Mächten des Gesellschaftslebens, den offiziellen sowohl wie denen des gewaltig vorwärts drängenden politischen Volkslebens der Massen und sie wird daher zur Hülse ohne Kern, zur Methode ohne Kraft. Es ist kein Zufall, dass gerade diese Partei, die Vertreterin des einstmals emporstrebenden, demokratisch angehauchten deutschen Bürgerthums, dermassen in die Sackgasse gerathen ist. Sie, die immer und überall das Schlagwort von der Vertretung des Gesamtwohls gegenüber den immer neu bejammerten aufkommenden Sonderinteressen im Munde führt, wurzelt thatsächlich immer noch in der Zeit, in der das Bürgerthum noch im Wesentlichen einheitlich und im Vordringen war, wo die Beseitigung feudaler und absolutistischen Ueberbleibsel, die keine Dauer verhiessen, das allgemeine Wohlergehen versprach, und die Arbeiterklasse sich noch

nicht als politisch selbständiges Element von den bürgerlichen Parteien losgelöst hatte. Noch 1871 weigerten die fortschrittlichen Führer die Aufstellung eines Arbeiters in einem ihrer sechs Berliner Sitze — heute würden sie es wohl billiger thun, da Hofbeamte und Antisemiten im Bunde mit einem eigenartigen Auszählungssystem noch einmal einen Schimmer freisinniger Abendröthe über Berlin erhalten haben. In Ostpreussen, das einst die stolze Heimath einer glänzenden Generation fortschrittlicher Politiker war, der ganze Kampf gegen das bei der freisinnigen Bekämpfung immer mächtiger gewordene Junkerthum der Sozialdemokratie überlassen. In Niederschlesien, der alten Hochburg des Fortschritts, unaufhaltsam die Sozialdemokratie im Vordringen, die Hände bereits ausgestreckt nach den festen Burgen von Görlitz und Liegnitz. In Berlin noch ein trauriger Rest auf womöglich noch traurigere Weise erhalten. Fürwahr, es will Abend werden.

Es ist ein trauriges Bild, das sich heute dem alten Vorkämpfer bietet, wenn er auf die Seinen, ihre Schuld und ihr Schicksal blickt. Er selbst steht noch fest, da Alles sich auflöst. Bald wird er, der einzige Mann unter einem Haufen alter Weiber, als Ueberrest vergangener Zeiten bleiben, wenn sein altes Gefolge, sei es den Weg zur Höhe gefunden und sich dem Sozialismus angeschlossen hat oder aber auf dem Wege der Kompromisse endgiltig im Sumpfe der Regierungs- und Reaktionspolitik angelangt ist. Seine Schuld ist seine einsichtslose Verblendung, sein Verdienst sein Mannestrotz, der ihn manchmal allein das rechte Wort hat finden lassen gegen die Machthaber und ihre blinden Diener. So überlebt er eine Klasse, für deren Schicksal Liebkecht schon 1878 nach Laskers Rede für das Ausnahmegesetz das treffende Wort gefunden hat: Man könnte das tragisch nennen, wenn es nicht — so traurig wäre. S. K.

Alfred Hulisch †. Am 2. August d. J. starb an den Folgen einer schweren Scharlachinfektion der Assistentenarzt am Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinderkrankenhaus Dr. Alfred Hulisch. Der Verstorbene, ein Mann von hervorragender Veranlagung und eine jener sonnigen Naturen, welche sich Liebe, Vertrauen und Anerkennung im Fluge zu gewinnen vermögen, war ein glühender Sozialist. Bei den letzten Wahlen zum deutschen Reichstag hat er sich noch eifrig betheiliget. Den grossen Hoffnungen, welche Alle, die ihn kannten, für die sozialistische Sache auf ihn setzten, hat der Tod ein jähes Ende bereitet. R. S.